Herzog Karl August und Goethe


XL



Schwerdtgeburth: Karl August und Goethe von der Jagd zurückkehrend
Nach einer Steinzeichnung

Herzog Karl August und Goethe

von

Wilhelm Wachsmuth

Im Xenien-Verlag zu Leipzig
1911

Inhalt:

Herzogin Anna Amalia und Wieland. 7
Herzog Karl August und Goethe . . . 29

Herzog Karl August und Goethe

Herzogin Anna Amalia und Wieland

Vor hundertfünfzig Jahren hatte die Reise-statistik wenig mehr von Weimar zu berichten, als: Kleine Stadt mit einem herzoglichen Schlosse, gelegen an der Ilm, ohne besondere Naturschönheiten in seiner Umgegend; in der Nähe eine Höhe mit neuerbautem Lustschloß Belvedere; weiter entlegen der höhere Ettersberg mit dem Waldschlosse Ettersburg; rechts und links Universitäten zu Jena und Erfurt. In der Tat hat Weimar mit der Mehrzahl seiner Schwesterstädte an der großen Thüringer Landstraße nur eine mäßige Ausstattung mit Naturschönheiten gemein; diese sind in dem Thüringer Walde zu suchen; aus dem Leben der Menschen hatte Weimar zu dem trüben Andenken an Kurfürst Johann Friedrich und dem gemütlichen an den treuen Meister Lucas Cranach nur e i n e glorreiche Erinnerung, an seinen Bernhard; jedoch dieser stand damals

noch nicht in historischem Lichte. Von dem geistigen Leben auf den beiden benachbarten Universitäten war Weimar fast gänzlich unberührt geblieben. Eine Seele bekam es mit einer liebe- und geistvollen Fürstin, Anna Amalia von Braunschweig, als diese sich in ihrem siebzehnten Jahre 1756 mit dem Herzoge von Weimar, Ernst August Constantin, vermählte. Schon im Jahre 1758 ward sie Witwe und hatte nun nebst der Erziehung zweier Prinzen, Karl August und Konstantin, zugleich die Sorgen der Landesmutter auf sich und mit den Gefahren und Ansprüchen eines Krieges zu tun, der nicht selten Schrecken bis in die Nähe Weimars brachte. Dieser Zudringlichkeit des Weltlaufs, dem jugendlichen Lebensalter der Herzogin Ernst und Betracht aufzunötigen, gelang es dennoch nicht, die ihr innewohnende geistige Empfänglichkeit, Frische und Kraft zu gefährden; das Begehren nach Geistesgenuß, der Durst nach Wissen, mit nimmer ermüdendem Aneignungstalent, während einer Reihe von Jahren durch landesmütterliche Obliegenheiten in den Hintergrund gedrängt, traten, als die Muße und Harmlosigkeit des Friedens zurückkehrte, mit ungeschwächter Lebendigkeit hervor. Amalia bewährte sich

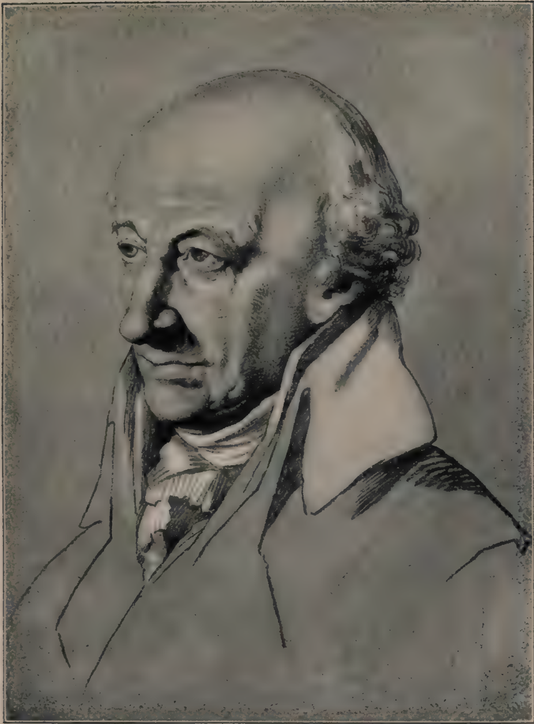


Anna Amalia
Nach einem Gemälde von Tischbein

nun, wie Goethes Mutter einfach und wahr schreibt, als „eine Fürstin, die, in allem betrachtet, wirklich Fürstin ist — die der Welt gezeigt hat, daß sie regieren kann — die die große Kunst versteht, alle Herzen anzuziehen — die Liebe und Freude um sich her verbreitet — die — mit einem Worte — zum Segen für die Menschen geboren wurde“. Eine geistige Wahlverwandtschaft begann ihr belebendes Spiel aber erst, als Wieland, auf Veranlassung des seit 1762 zum Erzieher der beiden Söhne Amaliens bestellten Grafen Görtz, der sich zuweilen bei ihm Rats erholt hatte, 1772 zum Unterrichte des Erbprinzen nach Weimar berufen wurde. Kurz vorher hatte Wieland seinen „goldnen Spiegel“ herausgegeben; dies half das Urteil über seine Befähigung zum Prinzenlehrer bestimmen. Der neubestellte kurmainzische Statthalter Erfurts, Karl Theodor von Dalberg, hochbefähigt, der Wissenschaft vertraut, mindestens dem Geiste des Jahrhunderts huldigend, hatte ebenfalls sich zugunsten Wielands ausgesprochen. Wieland war der Herzogin Amalia sehr willkommen und bald wohl bei ihr gelitten; sein Beruf ließ ihm Muße genug übrig, auch dem nach Ideen, nach geistreicher Unterhaltung und Beschäftigung

begehrlichen Hofe Gaben zu spenden und Anleitung zur Selbsttätigkeit zu geben. Damit war entschieden, daß Amalia, obschon Nichte Friedrichs II., nicht wie so viele Fürsten und Fürstinnen jener Zeit ihre Blicke nach Paris wandte und in der literarischen Korrespondenz mit einem Diderot, Grimm usw. Schätze zu heben vermeinte. Für die deutsche schöne Literatur aber sollte Wielands 1772 gegründeter „Deutscher Merkur“ ein Vereinigungspunkt tüchtiger Leistungen werden; wenn auch Wielands darauf gesetzten Hoffnungen der Erfolg nicht entsprach und Erwerbsberechnung eine unangenehme Zutat zu den literarischen Bestrebungen des Herausgebers ward, so hatte doch in jener Zeit der „Merkur“ Bedeutung genug, wackere Mitarbeiter anzuziehen und die Aufmerksamkeit und Erwartung nach Weimar zu lenken.

Fast zu gleicher Zeit wie Wieland nahm seinen Wohnsitz in Weimar Bertuch, den Wieland dort weiter bildete und den der Hof ebenfalls sich aneignete. Der Übersetzer des Don Quichotte (1775) entwickelte sehr bald auch seinen industriellen Nerv mit so glücklichem Takte, daß Weimars literarischer Verkehr sich durch ihn



Wieland
Nach einer Zeichnung von Jagemann

einer dem kleinen Orte bis dahin gänzlich fremd gewesenen Prosperität zu erfreuen hatte.

Wielands Ansehen in der Literatur zog Besuche herbei, die zunächst nicht dem Ort, sondern dem berühmten Manne galten, aber, nicht auf diesen beschränkt, auch des anmutigen Hofes Gastfreundschaft zu rühmen hatten. Um Wieland kennen zu lernen, kam Karl Ludwig von Knebel, nach zehnjährigem Garnisondienste in Potsdam des Militärstandes überdrüssig seit mehreren Jahren in literarischem Briefwechsel mit Boje, Ramler, Nicolai usw., 1773 zum Besuche nach Weimar; er gefiel sich im Verkehr mit Wieland; die Seelen der beiden Männer waren einander gleichgestimmt. Knebels Gedankensystem war auf eine feine aristippische Lebensphilosophie nach Wielandischer Art gerichtet; er hatte etwas Poetisches in sich, aber der Weltmann war in seiner Natur dem Dichter überlegen, und eine krankhafte Empfänglichkeit für unangenehme äußere Eindrücke störte eben so leicht die harmonische Stimmung seiner Seele, als Bequemlichkeitstrieb ihn an rüstiger Produktion für Poesie und Literatur hinderte. Knebel, auch an dem Hofe Amalias gastlich empfangen und gern gesehen, kehrte nach kurzer Entfernung 1774 da=

hin zurück, um die Erziehung des jüngeren Prinzen zu übernehmen. Sanft, milde, fein und von zarter Gesinnung, war er ein ehrenwerter und bedeutsamer Teilnehmer an Amalias poetischer Tafelrunde, als diese eben sich zu bilden begann; doch dies mehr in seiner durchgebildeten Persönlichkeit, als durch poetische Werkschöpfung.

Unter den aus weimarischem Personal erkorenen Erstlingsgenossen des jungen Vereins, den die Herzogin zur Pflege der Musenkünste um sich emporbildete, stand obenan F. H. von Einsiedel, geb. 1750, vordem Page in Weimar und wegen seiner jugendlichen Schwänke im Munde der Hof- und Stadtchronik. Einsiedel war eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit, zur Verwaltung eines Staatsamtes nicht geeignet, am Hofe (seit 1776 Amalias Kammerherr) außer dem Gesetz des Zeremonienmeisters, als Mensch von der reinsten Herzensgüte und einem solchen Fonds von Freundschaft, daß er im Kreise seines Umgangs allgemein l'ami genannt wurde. Er war in seinen Schwächen ergötzlich, komisch selbst im Ausdrucke seiner Abneigungen, z. B. gegen Bier, dem er so abhold war, daß er versicherte, selbst des Wortes sich



Anna Amalia
Nach einem Gemälde von Tischbein

enthalten und es nie geschrieben zu haben; eifrig zu vielem, namentlich zum Violoncellspiel, worüber er jegliches zu vergessen imstande war, selten zur Vollendung von etwas Bedeutendem ausharrend, immerdar zur Hand, aus einer sprudelnden Fülle geistiger Originalität die Tageserscheinungen zu würzen, Orchestermitglied und Schauspieler, Verfasser von Operetten und Dramen. Ihm zur Seite stand K. Siegm. von Seckendorf, nicht verächtlicher Komponist, aber mit seiner Kunst und seiner Anlage zu poetischer Produktion nur auf Erhöhung des Genusses in Amalias Kreise bedacht; späterhin Gesandter bei dem deutschen Fürstenbunde.

Der launige, selbst drollige Musäus, vordem Pagenhofmeister in Weimar, nachher Professor am Gymnasium daselbst, zählte mit unter die literarischen Notabilitäten, die Weimar aus dem Dunkel hervorhoben, nicht minder unter die zu geistiger Darbietung berufenen Umgebungen der Herzogin, auf deren Privattheater ihm, wie wir unten sehen werden, auch wohl eine Rolle zufiel.

Die Absicht Wielands, Gleim nach Weimar zu ziehen, erfüllte sich nicht; Wieland selbst kam ungezwungen davon zurück. Gleim war ein

„zu grober Knollen“, und seine Trunkenheit in der Bewunderung Friedrichs II. ein Anstoß für Wieland, der den damaligen preußischen Autokratismus nicht liebte. Gleimisch-preußischen Enthusiasmus zu teilen waren auch Weimars Hofmusen nicht geneigt. Doch blieben Wieland und Gleim eng miteinander verbunden; 1774 schlossen sie einen Bund, alle Jahre mindestens einmal einander zu besuchen: Gleim kam in der Folge mehrmals nach Weimar.

Der Erzieher der beiden Prinzen, Graf Görtz, seinem hohen Berufe ganz gewachsen und treu in dessen Erfüllung, war durch Ernst des Charakters und anstandsvolle Haltung eine würdige Erscheinung am Hofe; wenn er auch zeremoniösen Formen anhing, so störte dies weder Amalias frohen Kreis, an dem er schon seines Berufs wegen nicht tätigen Anteil nehmen konnte, noch die vortreffliche Weise seiner Prinzenerziehung; Herzog Karl August und sein Bruder Konstantin reiften in froher Unbefangenheit dem Jünglingsalter entgegen. Die Herzogin Amalia aber wandte nie ihr Auge von der Erziehung der Prinzen ab; Görtz' halbjähriger Bericht über das Geleistete und seine Vorschläge über das, was zu tun sei, beantwortete sie mit Sorgfalt und Einsicht;

war sie auf längere Zeit von den Prinzen entfernt, so mußte Görtz oft und genau über diese berichten. Den herrlichsten Naturgaben der jungen Fürsten ward dergestalt eine musterhafte Pflege. Friedrich, der im Jahre 1771 den Herzog zu Braunschweig sah, sprach, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige. Von Wieland hatte sich Görtz bald nach dessen Ankunft zurückgezogen; auch der Statthalter Dalberg, immerfort Görtz' Freund, war unfreundlich gegen Wieland gestimmt; letzterer scheint zu dieser Entfremdung Anlaß gegeben zu haben; späterhin werden wir seine Klagen darüber vernehmen.

Was die deutschen Höfe außer Jagd, militärischen Paraden und Festpomp bis dahin vorzugsweise ergötzt hatte, Kapelle und Theater, trat zu Weimar in der Zeit von Wielands Ankunft mit Auszeichnung hervor. Schweizer war tüchtiger Komponist; die Aufführung von Wielands Alceste 1773 ward ein Triumph für die Weimarische Oper; mehr aber besagte die Anwesenheit der trefflichen Seylerschen Schauspielertruppe, bei welcher Eckhof, Brandes und Beck hohe Meisterschaft in ihrer Kunst betätigten. Doch diese Freuden

wurden schon 1774 durch den Schloßbrand, welcher auch das Theater in Asche legte, unterbrochen. Überhaupt ermangelte das Musenleben in Weimar noch der genialen Kraft. Amalias Hof hatte als seltene Zierden die Lebendigkeit und geistvolle Anmut der Herzogin, Feinheit und Würdigkeit des geselligen Tons, natürliche, von dem Rigorismus der Etikette entbundene, aber dem Gesetze zarten Anstands untergeordnete Ungezwungenheit, hochgesteigerte Genußfähigkeit inmitten reichen Aufwuchses ansprechender geistiger Blüten und Früchte. Dies machte ihn allerdings zu einem Schauplatz der lieblichsten Erscheinungen: jedoch die geistigen Kräfte, die ihn belebten, vermochten nicht den Weimarischen Musen ein Prinzipat in der deutschen Literatur zu gewinnen. Ebensowenig Wielands „Deutscher Merkur“, trotz der ansehnlichen Genossenschaft von Mitarbeitern und der schmeichlerischen Zudringlichkeit, mit welcher er bei Jacobi, Merck usw. für den „Merkur“ zu werben bemüht war. Der Wielandschen Schule war das jung aufwachsende Geschlecht entweder mit sittlichem Ingrimm entgegen, oder, was in ästhetischem Gebiete entscheidender war, wegen des unkräftigen Tons abhold. Beide hielten gegen Wie-

land zusammen; aber das Sittlichkeitsprinzip bei den ersteren hatte zu viel Zumischung von Empfindsamkeit, um zu Kräften zu kommen; der Göttinger Dichterbund hatte bei allem Aufgebot von deutscher Kräftigkeit der Gesinnung und der Worte sich unbündig erwiesen; seine Überschwänglichkeit, die bei nicht eben ungewöhnlichen Lebensschickungen, als dem Abschiede von Freunden, die in nicht ferne Heimat zurückkehrten, sich in Herzbrechen, Seufzen und Weinen auflöste, war eine zu gehaltlose Gährung, als daß der Niederschlag lange ausbleiben konnte.

Klopstock selbst hatte seit der Herausgabe der wunderlichen Gelehrtenrepublik (1774) seine Verehrer stutzig gemacht und sein Einfluß begann sich zu mindern. Von dieser Schule war keine Hilfe gegen die damalige Influenza der Empfindsamkeit, mit der die geistige Schwächlichkeit sich aufspreizte, zu erwarten. Ihrer aber bedurfte es gegen die widerlich schmeichlerischen Herzensergießungen und tränenreichen Süßigkeiten, die mit lauter Liebe und Zärtlichkeit das Vermissen des Schönen hätten gutmachen mögen, gegen die Leipziger unwürzigen Musenfrüchte, gegen Gleimische Tändeleien ebensowohl als gegen Wielandische Leicht-

fertigkeit. Lessings Stimme ward in dieser Zeit ästhetischer Wasserflut nicht in der schönen Literatur gehört; er, ohne alle engverbundene Jüngerschaft, aber in sich allein ein Füllhorn, nach allen Seiten hin zu befruchten berufen, war in der Wolfenbüttler Bibliothek mit gelehrten Forschungen beschäftigt und rüstete sich zu einer Reise nach Italien (1775).

Eine neue Zeit, eine Literaturevolution, kündigte sich an vom Rheine her. Hier tobte in genialer Ausgelassenheit eine junge Schar, feurig wie das edelste Gewächs an den Ufern des deutschen Stroms, brausend wie der Most. Diese Jugend war nicht mehr unbekannt, nicht gering geachtet, aber mit Scheu und Verdruß ebensosehr als mit Liebe und Hoffnung angesehen; Behagliche und Süßliche, Feine und Schwächliche, Philister und Pedanten zagten über den kecken Sturmschritt, mit dem jene in die Literatur einrückte. Weimar gewann die Siegespalme, als es den Chorführer der rheinischen Musen sich aneignete.

Wolfgang Goethe, geb. am 28. Aug. 1749, verdankte die harmlose Entfaltung des jugendlichen Blütenlebens der liebreichen, sinnig behaglichen und gemütlich heiteren Mutter. Von dieser mit Zärtlichkeit gehegt, zu frühem

Selbstbewußtsein geweckt, vermöge angeborener und unter elterlicher Nachsicht zu Kräften gekommener Sinnesart die Normen damaliger Autoritätsverhältnisse in der Gesellschaft wenig achtend, durch äußeren bürgerlichen Wohlstand der Familie begünstigt in Verfolgung dessen, wozu der Geist rief, als Jüngling heftig im Begehren, ebenso anregend als anziehend, unabhängig und mit sich fortreißend, mit Ausgelassenheit über alle Schranken der Konvenienz hinwegschreitend und doch nie außer den Grenzen gefälligen Anstandes, brach seine Erstlingslorbeeren, als eben die Blicke von Deutschlands Gebildeten begonnen hatten, sich gen Weimar zu richten. Ehe er in die Literatur eintrat, stand er schon als gebietender Genius in einem zahlreichen Kreise, der ihm huldigte; von ihm strömte ein Feuer aus, das jugendlich empfängliche Gemüter zur Teilnahme an dem Trutzkampfe gegen pedantische Unnatur und eingebildete Mittelmäßigkeit entflammt hatte. Goethe hatte während seines Aufenthalts in Straßburg (1769 f.) zunächst durch geniale Laune eine Schar lebenslustiger Jugendgenossen, Lenz, Lerse, Wagner usw., angezogen, die mit ihm Mutwillen, Bestrebungen und Genuß teilten; zugleich aber hatte er in Herder

einen schon gereiften und mit Überlegenheit geistig bedingenden Freund gefunden.

Darauf in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar und Gießen zu Hause oder zur Herberge, gewann er die Geister und Herzen; die schöne Persönlichkeit und der ihr innewohnende Genius wirkten zusammen zur Eroberung. Der Kreis der Trauten, die hier Freundschaftsband mit ihm knüpften, die Seele mit ihm austauschten, für ihn schwärmten, zählte nun einen Lavater, dessen Physiognomik damals wie eine geistige Epidemie zu grassieren begann, F. H. Jacobi, dem durch Goethe „wie eine neue Seele ward“, Schönborn, der zu bald durch sein Konsulat in Algier der Wirksamkeit für die deutsche Literatur entrückt wurde, Jung-Stilling, in dessen ersten Schriften Goethes Einfluß erkannt werden mag. Von den übrigen, mit denen Goethe verkehrte, war Basedow eine scharf markierte und zum Bedingen geeignete Persönlichkeit, doch abstoßend für Goethe, und wäre es nur um des dem letzteren unendlich widerwärtigen Tabakrauchens und Stinkschwamms willen gewesen. Klopstock, 1771 zum Besuche bei Goethes Eltern, bot dem jungen Dichter die Hand. Auch die Empfindsamen wollten ihn haben; Frau von Laroche



Goethe
Nach dem Ölgemälde von Julia Gräfin von Egloffstein

hieß ihn 1772 zu Koblenz willkommen, mit ihr Leuchsenring, der das Großmeistertum eines Ordens der Empfindsamkeit im Sinne hatte. Gotter, nach seiner Vaterstadt Gotha zurückgekehrt, führte ihn dem Göttinger Musenalmanach zu und gern wurden Beiträge von ihm angenommen. Überall war er der Gebietende; einen Meister voll Liebe und Ernst aber, der ihm huldigte und doch Herrschaft über ihn übte, fand er in Merck; die Befreundung mit diesem war einer der bedeutendsten Momente für sein poetisches Leben, dem späterhin nur ein gleich gewichtiger, der Seelenbund mit Schiller, gefolgt ist.

Joh. Heinr. Merck, geb. 1741, Kriegszahlmeister zu Darmstadt, bei seinem Amte reich an Muße, wohlhabend, gastfrei, angesehen, viel besucht und befragt, hochgeltend bei Fürsten und vornehmen Personen, von weltmännischer Bildung und zugleich dem sichern Takte des Bewußtseins geistiger Selbständigkeit, Meister des guten Tons der Gesellschaft, aber nicht selten wie mit despotischer Eigenwilligkeit die milderen Formen des Gesprächs zerbrechend und dann scharf, eckig, derb, war auch für Literatur und Kunst eine Größe. Seine Kunstkennerschaft bewährte er späterhin als Begleiter

von Fürsten auf Kunstreisen und als Besorger ihrer Ankäufe von Kunstwerken. Für die Literatur war er nicht ohne produktives Talent. Doch zum Kritiker geboren und dessen sich bewußt, hatte Merck mehr Gefallen daran, mit seinem eminenten kritischen Takte auf andere zu wirken als selbst zu leisten. Das hatte er gegen den stolzen Herder geübt und dieser es sich mit Anerkennung gefallen lassen. Für Wielands „Merkur“ übernahm er eine Zeitlang das Rezensionsfach und wurde von diesem als einer seiner trefflichsten Mitarbeiter geehrt. Durch Herder ward 1771 seine Bekanntschaft mit Goethe vermittelt. Merck erkannte in diesem sofort eine dämonische zu dem großartigsten Wirken und Schaffen in der deutschen Literatur berufene Macht; er trug ihn mit der innigsten Liebe im Busen. Die Zeichnung Mercks von Goethes Hand entspricht dem nicht; sie hebt die Lichtseiten des hochbegabten Charakters fast gar nicht hervor, sie stellt uns das Schroffe, Scharfe, Verletzende in Mercks Persönlichkeit vor Augen, sie mahnt an Mephistopheles; aber Merck war nicht Feind des Tüchtigen, Gediegenen und Schönen; ihm war es eine Freude, Bestrebungen und Leistungen der Berufenen und Geweihten zu ermuntern.

Mit Goethes Eintritt belebte sich der Verein mittelrheinischer Literaturfreunde, die in Mercks Wohnung sich zu versammeln pflegten. Ihrer waren acht bis neun; darunter tüchtige Männer, G. Schlosser, der Schwestermann Goethes, der ernste gelehrte Wenck, Professor Petersen, Höpfner aus Gießen. Doch es war nicht Darmstadt beschieden, eine Glanzstätte für die deutsche Literatur zu werden. Wohl hatte der Darmstädter Verein eine edle Gönnerin in der Landgräfin Karoline; diese stand auf bedeutender geistiger Höhe und Merck war in ihrem Vertrauen; aber sie blieb hinter der Herzogin Amalia zurück, und ward auch schon 1774 durch frühen Tod dahingerafft. Der darmstädtische Präsident, Karl von Moser, war bei aller Tüchtigkeit doch nicht zum Mäzen berufen. Die jungen Kräfte wirkten aber durch sich selbst. Von Darmstadt aus wurde betrieben, daß 1772 ein literarischer Kongreß zu Gießen zusammenkam, von hier erfolgte dann die Anregung zur Herausgabe der Frankfurter Anzeigen, die Schlosser übernahm und in denen sich trotzige Fehdelust mit den Anzeichen jugendlicher Frische dem Siechtum des damaligen Journalwesens, der eleganten Leipziger Unkraft, der Berliner Splitterrichterei, und

selbst der Wielandischen Schöntuerei gegenüber ankündigte.

Ob Merck die Schuld zu tragen hat, Goethe zur Auflösung des Verhältnisses zu Friederike Brion in Sesenheim bestimmt zu haben, damit er sich in freiem Schwunge erheben könne, wird immer fraglich bleiben; daß in Merck aber nicht der Geist schroffer und neidischer Verneinung der mephistophelischen Art wohnte, bewies sich in dem bedeutungsvollen Zuspruch an Goethe, als dieser über Herausgabe des Götz von Berlichingen schwankte. Merck hat das Verdienst, die ersten Werke des Geistes, den Goethe in sich trug, auf den Schauplatz, wo sie mit magischer Kraft die Herzen und Sinnen Deutschlands ergreifen sollten, vorgeführt zu haben. Herder, immer geneigt zu necken und hadern, bitter und spöttisch, mehr zur Einschüchterung als zur Aufmunterung jüngerer Talente gemacht, und selbst nicht ohne Verstimmtheit über die Vorliebe Mercks für Goethe, gegen den er selbst sich zurückgesetzt meinte, hatte Goethe die Handschrift des Götz von Berlichingen mit herben und niederschlagenden Bemerkungen zurückgesandt: Merck aber sprach zu Goethe: „Bei Zeit auf die Zäune, so trocknen die Windeln. Laß das Zeug

drucken; es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken.“ So trat 1773 Götz von Berlichingen hervor; 1774 folgten Werthers Leiden, ohne daß Merck deren nochmalige Umarbeitung hatte gestatten wollen, ein Triumph Goethes auch im Ringen mit der deutschen Sprache, die für ihn ein widerspenstiger Stoff war, dessen er auch in vollendeter Meisterschaft über ihn nicht hat froh werden wollen.

Mit Götz und Werther hatte die deutsche schöne Literatur ihre Revolution, Goethe war ihr Held, sein Haupt von Glorie umstrahlt. Es war, als ob die gesamte Jugend Deutschlands ihm die Arme entgegenstreckte. Die Zunft der Altflicker, unangenehm dadurch aufgerüttelt, ruhte nicht. Nicolai, in dem sich mehr und mehr der „Wasserstoff des Zeitalters“ zu offenbaren begann, schrieb Freunden des jungen Werthers und vermaß sich gegen Merck, er wisse, daß er, ohne sich rühmen zu wollen, vor dem Publikum mit Goethe bald fertig werden wolle. Melchior Goeze ereiferte sich in einer langen Auslassung gegen die gottlosen Grundsätze im Werther. Goethe, obschon über das „Berliner usw. Hundezeug“, wie er in seiner damaligen Kraftsprache sich ausdrückt, ärgerlich, hatte doch um den Tadel sich nicht zu küm-

mern. Die Koryphäen der Literatur wurden oder blieben ihm hold. Wieland, der Eifersucht auf Goethes Ruhm nicht fähig, schrieb über Werthers Leiden an Jacobi und andere mit herzlicher Anerkennung und sympathisierte ganz mit Goethe; Klopstock hörte 1775 in Karlsruhe ein von Goethe vorgelesenes Fragment des Faust mit Beifallsbezeugung; Justus Möser, aus dessen Hinterlassenschaft erst kürzlich einige Briefe ans Licht gekommen sind, die von vertrautem Verhältnis zeugen, war ihm mit Innigkeit zugetan. Mit Mäßigung in Lob und Tadel urteilte Lessing über den Götz, als dieser 1774 zu Berlin auf die Bühne gebracht wurde, und über Werthers Leiden; er hatte Bedenken über die neuen Erscheinungen; sein Blick war schon anderswohin gewandt, und er vermochte nicht sich dem jungen Träger einer neuen Zeit zu befreunden.

Um Goethe aber zog ein Chor lärmender Bacchanten einher, zu Sturm und Drang, zum Kampfe gegen mattherzige Empfindsamkeit, gegen konventionelle Manier, gegen pedantische Regelrichtigkeit, mit „unbedingtem Bestreben alle Begrenzungen zu durchbrechen“. Klingers Zwillinge, Lenz' Hofmeister, neuer Menoza und Soldaten, Wagners Kindesmörderin usw.

gehören zu den Sturmfluten des unreinen feurigen Stroms, der damals neben Götz und Werther hervordampfte. Mit Goethe verbanden sich auch mehrere vormalige Genossen des aufgelösten Göttinger Hainbundes, vor allem die beiden Grafen Stolberg, die von ihrer Unbändigkeit noch nicht zurückgekommen waren und die damals eine Gruppe von zwei Zentauren zu ihrem Symbol genommen hatten. Sie kehrten zu Frankfurt bei Goethes Eltern ein und lärmten hier mit ihrem poetischen Tyrannenhasse zur Verwunderung jener; Goethes „Vater schüttelte lächelnd den Kopf, die Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich, in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben“; endlich veranstaltete Goethes Mutter, seitdem Frau Aja genannt, daß jener fürchterliche Haß in altem Rheinwein niedergetrunken ward. Goethe machte mit ihnen eine Schweizerreise — nach Mercks Urteil einen dummen Streich — und es knüpfte sich ein seltsames Herzensband zwischen ihm und der von ihm nie gesehenen Schwester der Grafen, Auguste Stolberg. Seine Briefe an diese spiegeln treuer als ir=

gend etwas von Goethes Hand das Titanische seines Affekts ab.

Titanisch aber, wie die Sprache der „Kraftgenies“ jener Zeit und jenes Geschlechts untereinander und gegen andere, war auch die übermütige Derbheit, mit der Goethe und seine Genossenschaft in der Literatur umherfuhren und was sie nicht für meisterlich schätzten, mit ihrer Acht belegten: Es hieß bei der stürmischen Jugend

Weh dem, der uns was angetan,
Auch fallen wir wohl von selber an.

Das erfuhr Wieland, dem die „oberrheinischen Gesellen, in Neigung und Abneigung der Grenzen unkundig“, ob seiner Behandlung des Shakespeare nud der Griechen und der Anzeige des Merkurs von der Alceste gram waren. Im „Deutschen Merkur“, der Goethe überhaupt mißfiel, war Götz von Berlichingen ungünstig beurteilt worden; nicht lange nachher folgten Goethes Götter, Helden und Wieland, wider Goethes Willen durch den gänzlich rücksichtslosen Lenz veröffentlicht, eine gar bittere Pille für den Prinzenlehrer und literarischen Vertrauten Amalias. In beharrlichem Gegensatz gegen die stürmischen, Geist und Mut sprühenden Kraftgenies würde der weimarischen Musenzunft gar bald eine untergeordnete Rolle



Karl August
Nach einer Zeichnung von Kraus

auf der deutschen Literaturbühne zuteil geworden sein; aber auch zu Weimar war in Herzog Karl August Genialität des kräftigsten Jünglingsalters aufgewachsen: als von dieser angezogen der Chorag des rheinischen Bundes sich nach Weimar wandte, wehten die Fahnen des Sieges von dessen Zinnen. Nunmehr nahte sich die Erfüllung eines prophetischen Wortes, das Wieland im J. 1772, freilich ohne das Rechte zu ahnen, aussprach: „Wenn der Himmel unsern jungen Fürsten und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen," und dessen, was später Jean Paul sagte: „Erst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien."

Herzog Karl August und Goethe

Herzog Karl August reiste 1774, im letzten Jahre seiner Minderjährigkeit, begleitet von dem Prinzen Konstantin und v. Knebel nach Paris; in Karlsruhe sah er die liebreizende

Prinzessin Louise; in Frankfurt führte ihm Knebel den Verfasser des Götz und Werther zu: ein doppelter Bund war die Folge davon. Karl August, volljährig 1775, führte alsbald Louisen als Gemahlin heim und Goethe kam im November desselben Jahres als Gast des Herzogs nach Weimar. Bald offenbarte sich die trauteste Busenfreundschaft des Herzogs mit Goethe, ein Geisterbund, der schwerlich seinesgleichen in der Geschichte hat. Wie weit steht Friedrichs II. und Voltaires Genossenschaft dahinter zurück! Schon der Entschluß Karl Augusts, das Haupt einer ungestüm einherfahrenden Macht, die in der rücksichtslosen Bewegung ihres Sturmlaufs gegen bisherige Literaturgrößen den berühmtesten Vertreter des weimarischen Musenlebens empfindlich verletzt hatte, nach Weimar zu versetzen, zeugt von großartiger Nichtachtung kleinstädtischer Rücksichten. Karl August brachte zu dem Fürstenstuhl als Jüngling treffliche Anlagen zu künftiger Entwicklung landesväterlicher Tugenden mit: ungemeine geistige Empfänglichkeit, reiche Fülle von Gedanken, edle menschliche Gesinnung und tüchtige Stählung des Charakters. Die Frucht des von üppiger Kraft strotzenden Stammes war noch herbe, der Läuterungspro-



Herzogin Luise
Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters

zeß, der zur Reife und zum Erntesegen führen sollte, schien sich als gewitterreich anzukündigen. Den jungen Fürsten drängte es über die gewohnten Schranken seines Standes hinaus zum Leben in Natur und poetischer Ungebundenheit. Der Dunstkreis des Fürstenstandes, der Zwang der geregelten Hofsitte und die Langweiligkeit des nur im zeremoniellen Gleise wandelnden Hofstaats war ihm lästig; klaren Blicks in das innere Wesen und den wahren Beruf seines Standes, verschmähte er den diesem anhaftenden eiteln Schein, seines Wertes sich bewußt, unbekümmert um schiefe und scheele Urteile. Auch im Ernste der Fürstenarbeit beengte ihn leicht die Abweichung von dem Natürlichen und Menschlichen in dem Wust, Ballast und Pedantismus der Regierungsgeschäfte. Im Verdruß über Konsistorialakten schreibt er an Knebel: „Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Aktenstile und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durchs Kontrarium bekommen, sobald er diese Akten lese.“ Jugendlichen Kraftdrang in Haupt und Gliedern, warf er sich der Natur in die Arme; hier fand

er freien Spielraum; gern und oft war er zum hohen Weidwerke aus. Gleich seiner Mutte höchst empfänglich für geistige Einflüsse, wa er eben so produktiv in Darstellung seiner Ge danken; er redete und schrieb gern und mi Leichtigkeit; es war wie natürlicher Erguß alles ungesucht: doch nie scheint er der Ver suchung, selbst zu dichten, verfallen oder unter legen zu sein. Wie sehr er der innigsten Freundschaft und einer wahrhaften Herzens verbindung mit dem traulichen gegenseitigen Du fähig war, bewährte er nicht bloß im Ver kehr mit Goethe: sein Brief an Knebel, als dieser den weimarischen Dienst verlassen wollte ist ein herrliches, rührendes Denkmal seiner hochherzigen Empfindungs- und Denkungsart

Goethe war dem jugendlich lebenslustigen Herzog wie der Repräsentant idealer Mensch heit in ihrer Kraft, Gesundheit, Schönheit Fülle und Genialität; er schloß ihn fest an sich Goethe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem Herzog ein poetisches Leben außerhalb der zwangvollen „spanischen Stiefeln“, womit er die Formen vergleicht, die ihm sein Stand auf nötigte. Also erwählte er sich in Goethe einen Genossen zum Schwelgen in froher Jugend laune, zum Austausch der trautesten Hin

gebung. Goethe ward eingebürgert in Weimar, es nimmer wieder zu verlassen. Nicht lange, so sollte Goethe dem Herzog mehr als Genosse heiterer Stunden werden, er sollte ihm die Arbeit und Sorgen des fürstlichen Berufs tragen helfen und dieser von der zu allem und jedem tüchtigen Geistesrüstung Goethes Gewinn ernten: dafür, daß der Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieser von seiner Ungebundenheit zu opfern. Schon am Ende des J. 1775 war er im Bannkreise der Macht neuer Verhältnisse; er schrieb am 31. Dezember an Lavater: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ Im Anfange des J. 1776 begann er die Regierungssorgen des Herzogs zu teilen. Darüber eröffnete er sich seinem Freunde Merck (5. Januar 1776): „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage“ und (8. März d. J.): „Den Hof hab' ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren und so immer fort.“ Am 11. Juni d. J. ward er zum Geheimen Legationsrat ernannt; der höfischen Verwunderung und der Scheelsucht der Beamtenklasse über

diese abnorme Beamtung Goethes begegnete der Herzog durch eine energische schriftliche Erklärung, worin er aussprach, daß er bei Vergebung eines Platzes, der in so genauer Verbindung mit dem Wohl und Wehe seiner gesamten Untertanen stehe, nie nach Anciennität, sondern immer nur nach Vertrauen verfahren werde. Goethe vermochte es nicht über sich, dem Vertrauen des fürstlichen Freundes, das ihm Staatsämter entgegenbrachte, sich zu entziehen. Es geschah nicht ohne innere Beunruhigung und ohne Kampf zwischen seiner poetischen Natur und seinen dem Herzoge entgegenwallenden Gefühlen der Anerkennung, Anhänglichkeit und des Ehrgeizes; er vertraute ihn der Gräfin Auguste Stolberg. „Mein Herz," schreibt er dieser, „mein Kopf — ich weiß nicht, was ich anfangen soll, so tausendfach sind meine Verhältnisse und neu, und wechselnd aber gut. — Da laß ich mir von den Vögeln etwas vorsingen, damit Ruhe über meine Seele komme. — Was wird's werden, ich hab' eben noch viel auszustehen, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende." Unruhe ist einmal der herrschende Ton in diesen Briefen; es läßt sich



Einfahrt zum Innenhof und dem unteren Eingang des Wittums-Palais

aber auch in ihnen erkennen, daß Goethe in den neuen Verhältnissen trotz der inneren Bewegtheit sich nicht mißfiel, so spricht ein Bekenntnis gegen Merck die Befriedigung aus, welche Goethe in dem Berufe auf der Staatsbühne zu schaffen und zu ordnen empfand. „Ich bin nun," schreibt er diesem, „in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stände."

Blicken wir nun auf die Erstlingsfrüchte von Goethes Versetzung nach Weimar und auf die baldige Verwandlung seines Wesens. Es war, als ob ein Dämon daselbst eingezogen sei; die brausendste Ausgelassenheit tobte durch Stadt und Land. Goethe selbst schrieb an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug. — Wir machen des Teufels Zeug." Wielands Lieblingswort zur Bezeichnung von Goethes Wesen war wütig, und mit diesem, lieber noch mit dem niedersächsischen wählig möchten wir es bezeichnen, daß Goethe vom Kitzel und Drang übermannt in Bertuchs Zimmer sich das schöne lange Haupthaar löste und nun mit bacchanti-

schem Reiz sich auf dem Boden wälzte. In der damaligen Sprache der Kraftgenies ward dergleichen „sauwohl“ genannt. Zu der von Klopstock mit Meisterschaft und Selbstgefälligkeit geübten Kunst des Schlittschuhlaufens gab Goethe in Weimar den Männern das Beispiel; angesehene Personen so auf dem Eise zu sehen, war damals in Weimar vielleicht ebenso unerhört, als es den Schweizern anstößig gewesen war, daß die Grafen Stolberg sich im Freien badeten.

Daß Goethes männliche Unwiderstehlichkeit bei den weimarischen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geschichte, auch wenn sie davon schwiege, zwischen den Zeilen lesen. Der stolze, schlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieterische Nase und die zauberischen Lippen Goethes schienen ihresgleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittschuhläufer; selbst die Werther-Uniform in der Goethe nach Weimar kam, half zur Eroberung der Herzen und Sinne. Der Greis Goethe hat die ersten zehn Jahre in Weimar „durch Liebschaften verdüstert“ genannt; ein Bekenntnis des jungen, liebeslustigen Mannes sagt uns, daß



Ball- und Theatersaal im Wittums-Palais
(Zwischen den beiden Säulen wurde die Bühne aufgebaut)

um das Jahr 1780 der „Talisman einer schönen Liebe“ sein Leben würzte; „sie“, bekennt er gegen Lavater, „haben meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind“.

Über alles, was Goethe in seiner Brausezeit tat und trieb, war hohe Verwunderung. Hof und Stadt waren klein, dies Theater zu eng für titanische Gebarung; über nichts aber wurde mehr geschwätzt und glossiert, als über des Herzogs Unzertrennlichkeit von ihm. Dieser konnte ihn nicht missen; auf dem Zimmer, bei Ritt und Jagd und Abenteuer war Goethe mit ihm. Wegen abenteuerlicher Fahrten ward besonders das Dorf Stützerbach berufen; es gab ein eigenes Tagebuch über die dortigen Taten und Erlebnisse; die Teilnehmer schrieben abwechselnd jeder eine Seite. Die Lebenskräfte wurden gar sehr in Anspruch genommen; ängstliche Verwahrung, sich nicht zu viel zu bieten, war nicht für solches Alter und so frische Kräfte: vorübergehendes Übelbefinden wurde nicht geachtet.

Und doch trat schon zu der Zeit, wo Goethe mit Staatssachen zu tun bekam, eine gewisse Mäßigung und Zurückgezogenheit von unbän-

digen Ausbrüchen der Laune und seiner „Naturwildheit, des Wütens“ bei ihm ein. Sein Eintreten in ein Staatsamt war zu übel empfunden worden; Goethe mußte bemerken, wie er zum Ärgernis da sei, wie man um ihn her stutzte und scheel sah: daher mit dem Entschlusse, in der Bahn des genialen Lebens mit dem Herzoge zu beharren, doch zugleich der Anfang der Selbstbeschränkung. Dies deutet eine Herzensergießung gegen Merck an: „Hab' mich immer lieb, glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich habe ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist eben so, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eignen Weg, stoßen freilich so alle Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten fürn Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns“. Die Erklärung dazu gibt Wieland ebenfalls in einem Briefe an Merck v. 24. Juli 1776: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisiert und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblicke an, da er dezitiert war, sich dem Herzoge und seinen Geschäften zu

widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt“.

Also kämpfte Goethe zwischen Berufsernst und Lebenslust; jener gewann sehr bald den Sieg. Goethe, 1779 Wirklicher Geheimrat, 1782 Kammerpräsident, behielt von der mutwillig aufsprudelnden, neckenden und ergreifenden Jovialität nichts übrig; die innere geistige Regsamkeit zwar schritt im Heiligtum der Brust unter tausend Störungen fort, die äußeren Formen der Goetheschen Persönlichkeit aber erstarrten; er ward nachher selbst von seinem Herzoge schweigsam und feierlich gefunden. Demnach haben wir bei den Festen des poetischen Lebens am verwitweten Hofe Goethe keineswegs als ein wildes, anstandsloses Kraftgenie, vielmehr schon als den beginnenden Sieger in Selbstüberwindnug zu denken. Etwas vom Charakter der Abenteuerfahrten hatte noch, nicht nur Goethes Brockenreise im Dezember 1777, sondern selbst, mindestens nach damaliger Ordnung im Fürstenleben, die Schweizerreise, welche der Herzog mit Goethe und v. Wedel ohne alles zeremonielle Reisegefolge 1779 machte. Beide hatten vortrefflichen Sukzeß; das Abenteuerliche wurde wie natürlich.

Der „verwitwete Hof“ sah Goethe als den Seinigen an; ihm wurde volle Liebe und Ehre zuteil; aber das führte Ansprüche mit sich: Goethe am wenigsten sollte sich den Leistungen für den Musenhof entziehen. Für die Herzogin Amalia paßte freilich Wieland besser als Goethe; er war ihr literarischer Geistesverwandter und Vertrauter und ward ihr mit jedem Jahre unentbehrlicher. Diese Kongenialität Amalias und Wielands hinderte jedoch den für die verschiedenartigsten Gestaltungen im Reich der Musen empfänglichen und im Streben nach Aneignung wie nach Genuß unermüdlichen Geist der Herzogin nicht, auch an Goethe und der gesamten Sippschaft der Kraftgenies Gefallen zu finden.

Hierbei mochte es anfangs schwer scheinen, W i e l a n d und Goethe in Einklang zu bringen. Aber Wieland, von Goethe nach Abrede mit dem Herzog schon von Frankfurt aus durch einen freundschaftlichen Brief begrüßt, hatte schon vor Goethes Ankunft seinen Alkestengroll überwunden; „ich bin“, schrieb er am 3. Jan. 1775 an Knebel, „inzwischen radicaliter von allem Mißmut gegen diesen großen Sterblichen geheilt worden“. Bei persönlicher Bekanntschaft ward er sofort von Goe-



Abendgesellschaft der Herzogin Anna Amalia
Nach der Zeichnung von Kraus

the befangen, er war begeistert für den zauberischen jungen Mann. „Goethe“, schreibt er an Jacobi, „ist in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! — — Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.“ Gleichen Ton überwallender Liebe, zu der Wieland so leicht bewegt wurde, haben seine Herzensergießungen gegen Merck vom 11. und 25. März 1776: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?“ — „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Reizbar wie ein Kind zum Zorne, aber ebenso versöhnlich, huldigte er mit voller Hingebung dem Heros der Genialität. Sein Zorn kam nie aus dem Herzen, in seiner Seele

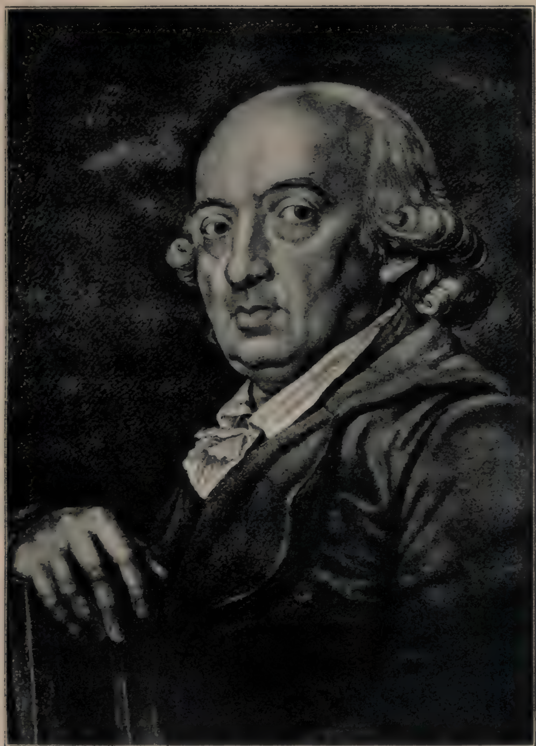
löste auch das Bitterste sich leicht zur Harmonie der gutmütigen Humanität auf.

Jedoch seine Empfindungen wechselten leicht und oft; daher war auch seine Eingenommenheit für Goethe nicht von Dauer und je nach der vorherrschenden Gemütsstimmung seine Herzensergießungen über Goethe bald unmutig, bald liebevoll; Grundton bleibt aber der der Zuneigung und dieser dringt zuweilen mitten aus dem Lärm des Scheltens hervor. Bald nennt er Goethe einen herrlichen Gottesmenschen, und preist die Anfänge von dessen Regiment: „Goethe“, schreibt er an Merck, „lebt und regiert und *wütet* und gibt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez *und macht uns alle glücklich*, er mache was er will.“ Ein andermal will er sich vorbereiten gleichgültig gegen ihn zu sein; darauf, als er einen vergnügten Abend bei Goethe zugebracht und den auf Goethes Veranstaltung in Rembrandtischer Manier erleuchteten Park gesehen hat, möchte er ihn *vor Liebe fressen*, auch nachher noch nennt er ihn lieb und gut und bekennt, daß ihm und allem, was nur an einem Faden mit ihm zusammenhinge, Goethe in gar mancherlei Stücken als größte Wohltat geworden sei. Bald

nach Goethes Eintritt in des Herzogs Staatsdienst fand er, wie wir gesehen, schon Merkmale der Mäßigung an Goethe zu preisen, zwei Jahre später (Februar 1777), als die eintretende Mäßigung sich allerdings auch in Goethes äußeren Formen sehr merkbar ankündigte, empfand dies vor allem Wieland mit Unbehagen; doch der Trefflichkeit Goethes kann er auch dabei Anerkennung nicht versagen. „Nun ist's aber“, schreibt er an Merck am 3. Juni 1778, als ob in dem fatalen Verhältnisse, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen habe; seine Einbildungskraft scheint erloschen, statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er teilt sich nicht mehr mit und es ist nichts mit ihm anzufangen. Anderthalb Jahre später ähnliches: „Goethe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen.“ Drei Jahre später bewunderte er einmal wieder, daß Goethe „bei unzähligen Plackereien der Ministerschaft noch so viel gute Laune im Satz habe“. Sein Verhältnis zu Goethe war wie das des Wachses zur Temperatur; kam ihm Goethe mit Wärme entgegen, so zerschmolz er in Liebe und Bewunderung; bei

jeder Zurückgezogenheit in dem Benehmen Goethes aber, auch wenn sie von Beruf, Geschäft und Sorge herrührte, ward ihm kalt ums Herz, und seine Feder, beweglich und wankelmütig wie sein Sinn, überlieferte den Freunden in der Ferne Klagen. In Summa überwiegen aber die Zeugnisse der Liebe und Verehrung bei weitem die der übeln Laune.

Durch Goethe ward 1776 Herder aus Bückeburg als Generalsuperintendent und Hofprediger nach Weimar berufen; ein neuer hellglänzender Stern an dem weimarischen Musenhimmel, durch und durch poetischer Stimmung und Anschauung, aber außerhalb der planetarischen Kreisungen der poetischen Laune an jenem. Nach seinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuß geeignet, stand er nur mit einem Fuße innerhalb des heiteren Kreises um Herzogin Amalia, dem Herzoge aber immer mit ernster Würdigung des Amtscharakters gegenüber. Er war, fast mehr als Klopstock, von innerster Bestimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetische Befruchtung der Gemüter aufzurichten; wie hätte er seinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen, und die seinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verleugnen mögen! Zu



Herder
Nach einer Kreidezeichnung von Bury

Goethe stand er im Verhältnis ernster Freundschaft. Dem harm- und zwanglosen Wieland ward Herder, für den er bei der ersten Begegnung schwärmte, gleich nachher, wie man eine Hand umwendet, drückend und verletzend; gegen Jacobi ergießt er sich, Febr. 1777, in begeistertes Lob des herrlichen Mannes, den er lieben kann, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, und in demselben Monate klagt er gegen Merck bitter über die „Eminenz“, vor der er seine Liebe und Gutherzigkeit ganz ruhig wieder eingepackt habe, er könne es für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Wert so stark fühle, und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran habe, andere zu necken und zu gecken, dann möcht' er gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen sich und ihm haben. Herders meisternder und neckender Ton war derselbe geblieben, den einst schon Goethe unangenehm empfunden hatte; das war rauher Nordwind für die Zärtlingsseele Wielands. Und doch — wie hätte es bei Wieland anders sein können — war er bald nachher wieder mit ihm ausgesöhnt. Abgesehen von der Ruhe und Gemessenheit, wozu Herder durch seine äußere Stellung angewiesen wurde, ließ dieser doch bei einer reichen

Fülle von Edelmut seiner unverträglichen Laune zu freien Lauf, um dort heimisch wie unter den Seinen zu werden; auch ist es ein trüber Nebelstreif in dem Bilde heiteren genialen Lebens des weimarischen Vereins hoher, edler und zarter Geister, daß Herder nie zufrieden war, gern über ein verfehltes Leben klagte und über die weimarischen Zustände bitter urteilte. „Er macht", schrieb Goethe an Lavater, „sich und den andern das Leben sauer." Nicht so tat Merck, ihm in kritischem Äußerungsdrange und Schärfe der Rüge verwandt. Ihre Seelen waren beide von gediegenem Schrot und Korn, ihre Begegnung mit anderen hatte das Angreifen zum charakteristischen Merkmal, sie stehen als gleichartige Naturen nebeneinander und waren doch von verschiedenen Bestrebungen und verschieden wirkendem Tone ihres Ausdrucks. Wenn Herder tadelte, neckte und plackte, so war es, als ob er mit anderen ein Spiel triebe, das nur seine Überlegenheit bekundete; wenn Merck rügte, so erkannte man den Eifer, der etwas Besseres hervorbringen wollte. In vertrautes Verhältnis zu Herder traten bald Einsiedel, der alles leicht nahm und durch Herders Neckereien nicht gestört wurde, und Knebel, der ebenfalls Miß-

vergnügte, auf den Rückzug Bedachte, für Herder der „menschenfreundliche Timon, der liebe weise Grämling“.

Herzogin Amalia ward nicht müde, das Gebiet ihres Wissens und Könnens zu erweitern; sie trieb mit Enthusiasmus Musik, sie malte, sie schwelgte im Genuß der italienischen Literatur, wo Jagemann, seit 1775 ihr Bibliothekar, ihre Studien leitete; doch ihre liebsten Freuden waren die Herbeiziehung geistiger Umgebungen zu gemeinsamen Leistungen in Poesie, Kunst, Lust und Scherz. Eine geistvolle Persönlichkeit gewann der verwitwete Hof 1778 in dem aufgeweckten, lebensfrohen und witzigen Fräulein Louise von Göchhausen, Amalias Hofdame (von dieser gern Thusnelda genannt), die zur Ergötzung ebensosehr durch ihre geistreichen Einfälle, als durch die Neckerei, die mit ihr, besonders von Herzog Carl August, getrieben wurde, beitrug. Je mehr sie gepeinigt wurde, um so mehr gefiel es ihr. Im Jahre 1780 wurde ihr der „große Orden“, nämlich das Stolbergische Centaurensymbol, umgehangen. In demselben Jahre kamen nach Weimar die Gräfin Bernstorff und ihr Begleiter Bode, der ausgezeichnetes Talent zur Übertragung moderner ausländischer Klas-

siker der humoristischen Gattung ins Deutsche hatte, damit musikalische Virtuosität und lebhaften Eifer für Freimaurerei, damals ein wirksames und angesehenes Organ zur Pflege der Humanität, verband und immer bereit war zu amüsieren. Bertuch aber ward bei seinem haushofmeisterlichen Talent der Schaffner, wenn es Ausrüstung zu einem zwanglosen Feste galt.

So wurden nun, während die herzogliche Familie nach dem Schloßbrande in Weimar selbst in Wohnung und Hofhaltung äußerst beschränkt war, unter Amalias Anführung zu Stätten vergeistigten und mit Poesie gewürzten Naturgenusses, wobei das Gesetzbuch der Etikette beiseite gelegt wurde: Ettersburg mit seinem schönen Walde, Belvedere, an dessen Abhängen der durch Herzog Karl August sorgsam gepflegte Park ansehnliche Ausdehnung gewann, Tiefurt, wo Prinz Konstantin mit Knebel seinen Wohnsitz hatte, aber auch Amalia gern weilte und Knebel mitwirkte, den Park durch neue Anlagen zu verschönern; ja nach Ilmenau, Dornburg und Jena, und dem reizenden Wilhelmstal wurde wohl eine Ausfahrt unternommen. Der weimarische Park ward durch Goethe zu einem rei-



Ettersburg

zenden Aufenthalte umgeschaffen. Ilmenau war eine Lieblingsstätte Knebels und auf dem Kickelhahn bei Ilmenau schrieb Goethe den letzten Akt seiner „Iphigenie“.

Amalias Lieblingsgenuß waren theatralische Darstellungen, wo die Vertrauten ihres Kreises das dichtende und spielende Personal ausmachten, und für welche in der Stadt — bis der Redoutensaal dazu diente (1779 ff.) — ein Lokal der herzoglichen Wohnung, außerhalb ein Flügel des Ettersburger Schlosses, oder auch wohl der benachbarte Wald, und im Tiefurter Parke die Mooshütte zur Bühne eingerichtet wurden. Goethe, Einsiedel, Knebel, Seckendorf, Bertuch und Musäus lieferten die Dichtung, Seckendorf war fruchtbar in Komposition der Operetten, der Herzog stellte Mitglieder der Hofkapelle zum Orchester, woran aber auch Bode als Violinspieler und Einsiedel mit dem Violoncell teilzunehmen pflegten; Kraus war Dekorateur, Mieding Maschinenmeister. Manches der dort gegebenen Stücke war im Humor des Augenblicks entstanden, von locker zusammengefügten Teilen und nicht auf Kunstwert, nur auf gegenseitige Erheiterung der Mitspielenden berechnet. Von der Art ist „Adolar und Hilaria“, eine Zigeunerope-

rette von Einsiedel. Eine tolle Posse aber war Goethes „Geflickte Braut“ mit Musik v. Seckendorf zu Gesang und Ballett, deren acht darin vorkamen. Ohne geistige Mitgift oder künstlerische Leistung gab es nicht leicht Zulaß zur Teilnahme an solchen Festgenüssen; in Ettersburg mußte mit einer theatralischen Darstellung Probe bestanden werden, Goethe, Einsiedel, Knebel, Bertuch, Bode, Musäus, die Göchhausen, Prinz Konstantin, selbst die Herzogin Amalia und der Herzog spielten Rollen. Die weiblichen Hauptrollen in den Operetten hatte meistens die reizende Corona Schröter, Amalias Kammersängerin, die einst in Leipzig neben der Mara hatte bestehen können, nächst ihr das Fräulein von Rudorf (nachher mit Knebel vermählt), und Amalia Kotzebue (nachmalige Gildemeister), der zuliebe Goethe die „Geschwister“ schrieb. Auch französische Stücke wurden gegeben und in diesen zeichnete sich der nachherige Ober-Konsistorialpräsident von Lyncker aus. Mit allgemeinem Aufgebot dazu geeigneter Personen von Hof und Stadt ward 1778 auf Ettersburg Goethes „Jahrmarkt von Plundersweilen“, als „neueröffnetes Puppenspiel“ mit Musik, dazu der von Einsiedel übersetzte „Médecin malgré lui“ aufgeführt. Herzogin



Belvedere

Amalia selbst hatte an der musikalischen Komposition des ersten Stückes teilgenommen. Im Ettersburger Walde sieht man noch einen Aushau, Erinnerung an die einst hier unter freiem Himmel aufgerichtete Waldbühne; Belvedere bietet ähnliche Überbleibsel eines im Freien angelegten Gartentheaters dar; Tiefurt mit seinem Park und der vorbeirauschenden Ilm ist reich an Beziehungen auf das heitere und mit einfacher äußerer Szenerie begnügte poetische Leben jener Zeit; Mozarts Bildnis erinnert jetzt an die Mooshütte, wo einst zuerst das Schauspiel aufgeführt wurde.

Zu den Ergötzungen Amalias gehörte auch das Tiefurter Erntefest, das mit einem Aufzuge zierlich gekleideter Schnitter, Winzer und Fischer und ihrer Mädchen, mit Tanz und Festmahl, mit Dekoration und Illumination des Parkes, gewöhnlich unter rauschendem Beifall des bäuerlichen Publikums, begangen wurde. Zuweilen ward von Weimar aus frühmorgens eine Waldpartie angetreten; ein Küchenwagen oder auch nur ein paar schwerbeladene Lasttiere schafften den nötigen Mundvorrat zur Stelle.

Das Einfache, die rein geistige Natur der Genüsse, ließ es nicht so bald zur Ermattung

kommen; man betäubte sich nicht mit Schellengeklingel, man erschöpfte sich nicht, man blieb genußfähig für kommende Tage. Durchweg aber gibt sich ein lustiger, neckischer Humor zu erkennen, woran der Herzog vorzüglich seine Freude hatte; geschont wurde niemand, niemand schonte seiner selbst. In der „Geflickten Braut“ nahm Goethe selbst seinen Werther arg mit. Daraus erklärt sich's, wie die Festlust sich in Mutwillen, der andern verletzend erscheinen mußte, verkehrte. Zu Ettersburg wurde F. H. Jacobis „Woldemar“, von dem Wieland eben nach seinem Standpunkte auf Literatur und Freundschaft zusammen ungemein befriedigt war, mit den Ecken des Bandes an einen Baum genagelt, daß die Blätter im Winde flatterten, und nun von Goethe aus dem belaubten Gipfel des Baumes eine Standrede, ein hochnotpeinliches Halsgericht, über das verdammlich befundene Buch gehalten. Ja, Wieland mußte mit eignen Ohren und Augen Zeuge sein, daß seine „Alceste“ auf die lächerlichste Weise parodiert, die Arie „Weine nicht, du meines Lebens Abgott“ mit dem Posthorn begleitet und auf den Reim Schnuppe ein langer Triller abgeleiert wurde. Diesmal ärgerte sich Wieland und ging davon. Sein Brief an Merck, 21. September



Tiefurt

1779, eine schmerzensreiche Herzensergießung, gibt Zeugnis von seinem Unmute. Das Publikum sei wütend über Goethes Ernennung zum Geheimrat. Ihm tue es leid, daß jede Polissonnerie von Ettersburg oder Weimar in die weite Welt eventiere. Dann kommt er auf die Verspottung der „Alceste“ und spricht vom Mangel an Anstand.

Es gab eine eigene Art Stachelgedichte, matinées, womit die Genossen der fröhlichen Gesellschaft einander zusetzten, und was gegeneinander galt, das ward auch für die fernen Musenfreunde geltend gemacht. Man tröstete sich leicht damit, daß nie die Person, immer nur die Sache gemeint sei, und hatte das Vertrauen, daß jeder vernünftig genug sein werde, eben diesen Unterschied zu machen. Hatte doch Wieland zu derselben Zeit, einen Monat vor der Parodierung seiner „Alceste“, die vollkommenste Anerkennung seines „Oberon“ bei dem Herzoge und Goethe gefunden und von letzterem einen Lorbeerkranz dafür erhalten. Und das war ernstlich von Goethe gemeint. „Oberon,“ schreibt er an Lavater, „wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ Auch

das „Wintermärchen“ (1776) und „Pervonte“ (1778) hatte Goethe sehr ansprechend gefunden, doch hatte Merck recht, wenn er infolge des Druckes, den die „Potentaten“ Goethe und Herder übten, Wieland zu kleinmütig fand.

Zur Sicherstellung harmloser Unbefangenheit gereichte dem Musenhofe, daß die französische „Philosophie“ mit ihren kirchenfeindlichen Tendenzen so gut als ignoriert ward: was damals in der öffentlichen Meinung sich als Gemeingut der Gebildeten und mit dem Selbstgefühl weltmännischen Tones aussprach, was in eben jener Zeit von Lessing und von den Berlinern mit kampfrüstigem Sinne gegen den kirchlichen Orthodoxismus verfochten wurde, blieb außerhalb des Bereichs der Aufgaben, die man sich stellte. Die Fragen von kirchlicher und antikirchlicher Gesinnung wurden nicht berührt; man war tolerant, vielleicht indifferent, freute sich jedoch der von Herder ausgehenden Erweckung des religiösen Sinnes: als dieser 1783 bei der Taufe des Erbprinzen die ganze Erhabenheit seines Geistes ausgesprochen hatte, schrieb Wieland, er habe geredet wie ein Gott.

Die poetische Stimmung und Laune war nicht allgemein am Hofe, noch bei der städtischen Bewohnerschaft. Wie wäre das denkbar? Selbst

die edle Herzogin Louise mochte anfangs „als ein verdunkelter Stern aus einer für sie noch etwas düsteren Atmosphäre“ erscheinen; sie war zurückhaltend, mehr fürstlich als poetisch, nie recht heimisch in dem gesetzlosen oft mutwilligen Lebenshumor, sie kam in Gefahr, sich dagegen zu verschließen: doch ihrem Seelenadel, der das Mißfallen an mancher Ungehörigkeit zu unterdrücken vermochte und mit der zartesten Weiblichkeit und fürstlichen Hoheit milde Mäßigung verband, begegnete vollendete Herzensgüte Amalias: verstanden sich auch die Geister nicht, so blieb es doch ohne Zerwürfnis des Zusammenlebens. Die Menge der übrigen Gegner des Genielebens und der schönen Geister war am Hofe, wo die Konflikte häufiger und prägnanter waren, ohne Zweifel größer als in der Stadt, die bei manchem Begebnisse über das Stutzen und Staunen nicht hinauskommen mochte. Dort gab Anstoß die Verabsäumung des Zeremoniells, die Nichtbeachtung der Standesmäßigkeit bei dem Zulaß am Hofe, die Erhebung Goethes, insbesondere die Unregelmäßigkeit der Ergötzlichkeiten, die Frivolität ausgelassener Stunden: doch man mußte gute Miene zum Spiel machen. In der Stadt waren die „schönen Geister“ allzumal ein Är=

gernis. Als die Herzogin Amalia 1778 eine Reise mit Merck machte, hieß es, sie werde einen neuen schönen Geist, den sie unterwegs aufgegabelt, mitbringen, und dabei kamen die wunderlichsten Äußerungen an den Tag. Wieland berichtete darüber an Merck: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier der Name eines schönen Geistes ist und was für ein verdammtes Galimathias von konfusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden.“

Daher denn große Geschäftigkeit der Fama, von der weimarischen Musenzunft allerlei Skandal in Umlauf zu bringen. Wieland, der sich als beteiligt die Sache sehr zu Herzen nahm, klagt in seinen Briefen oft darüber und gibt dem Grafen Görtz, der nach des Herzogs Regierungsantritt einige Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin war, und erst 1778 Weimar verließ, die Hauptschuld; aber er selbst, bei welchem Regen und Sonnenschein in Anschauung und Urteil wechselte, gehörte zu den geschwätzigen Berichterstattern, aus deren Mitteilungen viel Gift gesogen werden konnte. Der weimarische Hof war im Gerede; was nur Übersprudeln der Laune gewesen war, wurde nach Wielands Ausdrucke „mit Dreckfarbe gemalt“, schlimme Deutungen, auch eigentliche Verleum-

dungen, z. B. daß Herder nach der Predigt dreimal um die Kirche reite, wurden hinzugesellt.

Übertriebene Darstellungen des Erstlingsverkehrs zwischen dem Herzoge und Goethe und übergebührliche Auffassung derselben von seiten Klopstocks führten zum Bruch zwischen diesem und Goethe. Klopstock schrieb 1776 einen Rügebrief an Goethe, den er als Verderber des jungen Herzogs ansah; Goethe antwortete kurz und kalt; eine weite Kluft öffnete sich zwischen beiden. Minder war dies der Fall mit F. H. Jacobi, bei dem allerdings begründeter Unmut über die Art, wie seinem „Woldemar" mitgespielt worden war zu einer mehrjährigen Entfremdung von Goethe wirkte, späterhin aber die alte Zuneigung zu Goethe wieder auftauchte. Die Differenz in der religiösen Stimmung wirkte erst allmählich zur Entfremdung mehrerer alter Freunde von Goethe. Mit Lavater blieb er trotz des entschiedensten Abstandes zwischen dessen und seinen Ansichten eine Reihe von Jahren hindurch im herzlichsten Freundschaftsverhältnis. Goethes Briefe sprechen zu wiederholten Malen das offenste Bekenntnis der Nichtgläubigkeit aus, dies aber begleitet von dem Wunsche, daß daraus keine Störung der freundschaftlichen Eintracht her-

vorgehen möge. In späterer Zeit aber zog sich Goethe von Lavater zurück; bei seinem Besuche in Zürich 1797 unterließ er Lavater zu begrüßen.

Während nun wunderliche Dinge über Weimar durch Wort und Schrift in die Ferne berichtet mancher Wohlmeinende unangenehm dadurch berührt, literarische Spießbürger aber, wie Nicolai, zur Feindseligkeit gestimmt wurden, neigten sich Geist und Herz des jüngeren Geschlechtes einem Hofe zu, wo jeder Fremde von poetischem oder künstlerischem Talente gastfreundlich empfangen ward, wo es zur Tagesordnung gehörte, den Gast, der mit seinen Gaben dem Tage Reiz zu geben vermochte, in Anspruch zu nehmen. Dies und hauptsächlich der Ruf von Goethes Geltung bei dem Herzoge lockte mehrere seiner Freunde dahin, und das Leben und Treiben der Heimischen und Fremden zusammen war am Ende des Jahres 1776 ein sehr bewegtes. Unter den ersten waren die beiden Stolberge, auf ihrer Heimreise aus der Schweiz 1775. Sie kamen noch voll Sturm und Drang, und gefielen sich noch in dem „Nichtzahmsein“; Friedrich gefiel in Weimar und erhielt den Antrag zu einer Kammerherrnstelle: doch Klopstock wirkte dahin, daß dies nicht zur

Ausführung kam. Indessen blieb Friedrich Stolberg bis zu den Xenien Goethe zugetan. Wie früh die Gräfin Auguste von Stolberg und Goethe sich einander entfremdeten, ist nicht sicher zu sagen. Spärlich wurden die Briefe schon 1778; der nach fast vierzigjähriger Pause 1822 von der Gräfin (damals verw. Bernstorff) an Goethe geschriebene Brief zeugt, wie unendlich weit sie voneinander abgekommen waren.

Darauf kam 1776 Lenz, der Naturmensch. Es war Bal paré am Hofe. Lenz, eben im Gasthofe abgestiegen, hörte davon, hatte Maskenball im Sinne, ließ sich Domino und Maske bringen, trat kecklich ein und forderte Damen auf zum Tanz. Das Ärgernis kam sofort zu Goethes Kunde und dieser wies ihn zurecht. Herzog Karl August, dem Lenz darauf vorgestellt wurde, hatte seinen Gefallen an dem Huronismus des Menschen und gab ihm Herberge. Lenz ließ sich's in Stadt, Wald und Gebirge wohl sein, wurde geduldet wie ein närrischer Kauz, an dem das Innere besser sei, als es sich darstellte, beging aber so viel Affenstreiche und Albernheiten, daß seine Entfernung nötig wurde. Später verliebte er sich in Goethes Friederike und bildete sich ein, von ihr wieder

geliebt zu werden — ein Phantasiestück seiner Art — worauf er in Raserei verfiel. Als er, davon genesen, 1779 eine Professur antreten sollte, schrieb Herzogin Amalia an Merck, die Universität, die ihn zum Professor gemacht habe, müsse toll und Lenz gescheit geworden sein. Mit seiner Versetzung nach Petersburg kam er außer Beziehung zu den Weimaranern. Für Leute solcher Art hatte Bertuch, des Herzogs Zahlmeister für die Mennus plaisirs, nicht selten mit der Garderobe nachzuhelfen; in seinen Rechnungen war eine eigene Rubrik für Beinkleider, Westen usw., so den kraftgenialischen Gästen geliefert worden.

Auch der erbärmliche, heuchlerische Gaukler Kaufmann, der damals von sich und seinen vielversprechenden Geheimkünsten zu reden gab und mit Lavaters Empfehlung ausgestattet war, verweilte kurze Zeit dort. Goethe nennt ihn einen Lump.

Im Jahre 1776 kam auch Klinger, Goethes Landsmann und einst Genosse des Frankfurt-Darmstädter Kreises. Goethe empfing ihn mit herzlicher Aufwallung; aber Klingers Aufenthalt in Weimar war nicht von Dauer. Seine Persönlichkeit war so hart und herbe, wie seine Schriften unhold; seine Unbiegsam-

keit, der gänzliche Vermiß der Ader der Jovialität, stieß ab. In seinen Schriften aber stellte er eine so fessellose Leidenschaftlichkeit, so viel Schroffheit, Wildheit, Ungestüm und Härte dar, ließ das Schreckliche mit solcher Roheit hervortreten, daß Goethe auf dem von ihm gewonnenen höheren und ruhigeren Standpunkte und schon auf den Rückzug von der Kraftgenossenschaft bedacht, unsanft davon berührt wurde und Klingers Theaterstücke und was diesem ähnlich war mit Unbehagen über die deutsche Bühne strömen sah. Dazu aber kam Störung durch Klatscherei Kaufmanns. Einst entlief Goethe inmitten der Vorlesung eines Klingerschen Manuskripts, und als Klinger ganz ruhig dabei blieb und sich nur darüber wunderte, daß ihm das nun zum zweiten Male begegne, erwiderte Goethe, wie mit einer Prophezeiung, Klingers Kontenance passe zu einem General. Goethe bekannte gegen Lavater, daß er und Klinger nicht berufen seien, miteinander zu wandeln, er sei unter ihnen, wie ein Splitter im Fleische, „er schwürt und wird sich herausschwüren". Er hatte es Klinger selbst gesagt, daß seine Gegenwart ihn drücke; Klinger war außer sich, verstand es nicht, Goethe konnte und mochte es nicht erklären. So schieden sie von=

einander. In der Folge stellte sich ein gutes Vernehmen beider her.

Später erst und lange ersehnt kam Merck, dem auch Wieland, des „Merkur“ wegen, sich ans Herz gelegt hatte. Im Jahre 1777 war er nur bis Eisenach gekommen, im Jahre darauf war er Begleiter der Herzogin Amalia bei einer Kunstreise am Rhein; seitdem diese von hoher Achtung gegen ihn erfüllt, wurde das Verlangen, ihn in Weimar zu sehen, noch dringender; Einsiedel beschrieb ihn als „einen der vorzüglichsten Menschen, die er je gesehen habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen“. Im Jahre 1779 kam er einige Monate nach Weimar. Der Herzog und Amalia hatten inniges Wohlgefallen an dem Virtuosen des sichersten kritischen Geschmackes und der ungezwungensten Mitteilung, dem übrigens eine gewisse ehrerbietige Réserve den Fürsten gegenüber nicht mangelte. Beide unterhielten nachher einen lebhaften Briefwechsel mit ihm; ihre Briefe sind Ehrendokumente für den wackern Merck. Schonungslos, wo er Beruf fand Literatur- oder Kunstkritik zu üben, sprach Merck sich gegen seine alten und neuen Genossen, namentlich Wieland, auch wohl mit gewohnter Derbheit aus: aber alle Welt war für

ihn eingenommen. Wieland schrieb ihm nachher: „Wir sind alle in Dich vernarrt und Du behandelst uns wie große Schönen ihre Liebhaber". In seinem Verhältnis zu Goethe aber scheint eine gewisse Störung und gegenseitige Verstimmtheit übereinander während dieser Zeit eingetreten zu sein. Merck hatte mit Ungeduld großartigen Schöpfungen Goethes entgegengesehen. Der „Clavigo" war ihm zu schwach gewesen; solchen Quark müsse Goethe nicht mehr schreiben, das könten die anderen auch. Seitdem waren fast fünf Jahre vergangen und nichts Bedeutendes von Goethes Hand erschienen. Merck hatte noch 1777 von Goethes Hofleben nicht ungünstig geurteilt, soll aber nun bei der persönlichen Anschauung von Goethes weimarischem Leben ausgerufen haben: „Was, Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, andere zu hudeln, oder, was mir alles eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen! Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu tun?" Mag dieses Wort auch nicht sichere historische Gewähr haben, so ist doch gewiß, daß Merck ungern sah, wie der Liebling seiner Seele in der Liebedienerei am Hofe das große Kapital ungemeiner geistiger Gaben, welches sich als

Macht genialer Freiheit angekündigt hatte, nur zu spottgeringen Zinsen nutzte. Doch Goethe bekannte in derselben Zeit, daß Merck der einzige Mensch sei, der ganz erkenne, was er (Goethe) tue und wie er's tue, und seine Briefe an ihn in den folgenden Jahren (bis 1789) geben sein fortgesetztes Vertrauen zu ihm kund. Eine weitgehende Entfremdung der beiden geistigen Größen voneinander läßt sich aus der oben gedachten Charakteristik Mercks in Goethes Darstellungen aus seinem Leben nicht ermessen; einen Mephistopheles mag Goethe ihn schon in der Zeit des innigsten Zusammenlebens und mit aller Brüderlichkeit ins Gesicht gescholten haben. Für den Herzog war Merck bis zu seinem Ende der Betraute und Urteiler bei Ankäufen von Gemälden. So bekam er auch Anteil an Tischbeins künstlerischer Entwicklung, als dieser, in Verbindung mit dem weimarischen Hofe gesetzt, eine Reise nach Italien machte. Wie Goethe wandte Merck späterhin sich der Naturforschung, namentlich der vergleichenden Anatomie, der Untersuchung fossiler Knochen zu. Aber er, der als Meister anderer sich so oft bewährt hatte, ging der Herrschaft über sich selbst verlustig; Mangel sicheren Taktes und Verluste in pekuniären Spekulationen

sowie körperliche Leiden stürzten ihn in hypochondrische Düsterheit; Goethe richtete aus Rom schon am 10. November 1788 eine herzliche Mahnung, sich aufzurichten, an ihn; eine Reise nach Paris im Jahre 1791, wo er mit den Jakobinern in Verbindung trat, wirkte nur kurze Zeit zu seiner Aufheiterung; in quälender Sorge vor einem Bankerott endete er sein Leben am 27. Juni 1791 durch Selbstmord.

Gleim, wie sehr auch mit den Berlinern verstrickt, stellte, schon aus Liebe zu Wieland, seine Besuche zu Weimar nicht ein. Ehe er persönlich mit Goethe bekannt geworden war, machte dieser aus der Darstellung seiner selbst eine ergötzliche poetische Szene. Es war im Kreise Amalias. Gleim las aus einem Göttinger Musenalmanach vor. Ein inzwischen eingetretener junger Mann in grünem, aufgeknöpftem Jagdrocke erbot sich ihn abzulösen, las eine Weile was in dem Buche stand, darauf was ihm poetischer Genius und Laune des Übermuts eingab, so daß Gleim, selbst durch eine improvisierte Fabel getroffen, aufsprang und rief: „Das ist Goethe oder der Teufel“.

Von Künstlern kam Oeser jährlich nach Weimar, willkommen bei der Herzogin Amalia und dem Herzoge; nach 1785, als jene mit

großem Eifer Porträtmalerei trieb, war er fünf Wochen bei ihr in Tiefurt.

Die Nachbarstädte Erfurt, Jena, Gotha knüpften kein gleiches, trautes Band mit Weimar; der Statthalter Dalberg galt Wieland sogar eine Zeitlang für einen von den Glossatoren über die weimarische Regellosigkeit. In Gotha hatte seit Gotters Rückkehr dahin sich reges literarisches Streben hervorgetan; v. Thümmel, dessen Name schon früher auf dem deutschen Parnaß guten Klang gehabt hatte, war dort mehr als Knebel in Weimar; Jacobs und Manso arbeiteten mit frischen Kräften: doch nur Gotter, mit Goethe von früherer Zeit her befreundet, stand in naher Beziehung zu den weimarischen Musen. Der wackere Herzog Ernst II. war zu sehr mit astronomischen Studien beschäftigt, um der schönen Literatur sich hinzugeben; am Hofe aber dominierte noch die Vorliebe für das Französische, Baron Grimms Korrespondenz von Paris war hier zunächst bestellt, begehrt und von hier verbreitet.

Daß die Korrespondenz von und nach Weimar sehr vielfältig und lebhaft war, bezeugen die uns erhaltenen Briefsammlungen, ein kostbarer Schatz, ohne welchen eine vollständige

Vergegenwärtigung der damaligen Zustände nicht möglich sein würde. Der fleißigste Briefschreiber von allen war Wieland; seine Briefe, reich an Mitteilungen über Großes und Geringes, was der Tag brachte, zugleich Barometer seiner Laune; Herzog Karl Augusts Briefe an Merck und Knebel, Amalias Briefe an Merck, an Goethes Mutter, zuweilen von einem Kommentar Thusneldes begleitet, die auch wohl an Merck von den lustigen Vorgängen am Hofe berichtete, von Goethes Briefen insbesondere die an Merck und Lavater gerichteten, endlich Knebels und Herders Korrespondenz, enthalten mehr und minder wertvolle Steinchen, aus denen die Geschichte ihr Mosaik zusammenzusetzen hat. Sicherlich geschah nichts Neues und Auffallendes zu Weimar, ohne daß nicht der eine oder andere darüber sich ausgesprochen hätte; es gehörte mit zu den Ergötzlichkeiten, dergleichen in die Welt ausgehen zu lassen. Daß Herzog Karl August sich im Jahre 1780 das Haar kurz abschneiden ließ und nun einen Schwedenkopf trug, teilte er selbst sogleich Knebel mit, und Wieland verfehlte nicht, die große Neuigkeit zu verkünden, ja selbst Goethe schrieb davon an Lavater. Eine ehrenwerte Erscheinung läßt

uns endlich das Bemühen erkennen, die deutsche Literatur durch Unterstützung auswärtiger Talente zu fördern. An Bürger erließ Goethe im „Deutschen Merkur“ am 29. Februar 1776 eine Aufforderung, die von ihm beabsichtigte Übersetzung der „Ilias“ auszuführen, und fügte eine Subskribentenliste hinzu, welche Bürger 65 Louisdor zusicherte.

Eine gewisse Stille und Leere ward in Weimar 1779 nach Mercks Abschied empfunden. Wie ein Ausflug, der eintretenden Abgespanntheit sich zu entziehen, erscheint die schon erwähnte Schweizerreise des Herzogs mit Goethe und dem Herrn v. Wedel, der Abschluß der Abenteuerfahrten. Mit ihr begann nach Goethes eigener Erklärung eine neue Epoche in des Herzogs und seinem eigenen Leben. Bei ihrer Heimkehr (Januar 1780) ward eine Umwandlung an beiden bemerkt. Wieland berichtete sofort an Merck, der Herzog und Goethe seien höchst liebenswürdig von der Reise zurückgekehrt und bald darauf (16. April 1780) in gleich heiterer Stimmung: „Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mit allem was er (Goethe) tut und sagt, und kurz, mit seiner ganzen Art zu sein, zufrieden bin. Das nämliche gilt auch vom Herzoge . . . mich bedünkt, es gehe im

ganzen merklich besser als vordem, und daß ich in Goethes öffentlichem Benehmen eine σωφροσύνην wahrnehme, welche die Gemüter nach und nach beruhigt." Noch befriedigender ist die Zeichnung, die Knebel 1780 in einem Briefe an Lavater von dem verkannten Goethe gibt:

„Etwas wehe tut es mir, daß Sie Goethe nicht kennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Es ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte. Der Durchreisenden keiner sieht ihn — und doch urteilt jeder. In Weimar selbst wird er kaum gesehen: in der Entfernung ist er nicht zu sehen. Noch zur Stunde schwör' ich, daß seine Richtung gerade, seine Absichten rein und gut sind. Verkannt muß er werden, und er selbst scheint darin zu existieren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch, oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävaliert die erste. Er ist so biegsam, als einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er dann

gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder, wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre." — Neben dem Gesichtspunkte auf das, was Goethe für die deutsche Poesie und Literatur war, haben wir den minder umfassenden auf das, was er in Weimar war, als den unserer Aufgabe nächstangehörigen wohl festzuhalten; darum ist die Bedeutsamkeit obiger Charakteristik, von der Hand eines Grämlings, wohl zu beachten.

Goethe hatte sich von den Kraftgenies nun gänzlich zurückgezogen; die vormalige Ausgelassenheit hatte sich verflüchtigt und jetzt ward Goethes Heiterkeit milde und wohltuend auch für die Schwachen. Der Gedanke an die Aufgabe seines Lebens beschäftigte ihn ernstlich; er wollte noch Großes leisten; ein Brief an Lavater enthält ein schönes Geständnis darüber: „Das Tagewerk, das mir aufgegeben ist, das mir täglich schwerer und leichter wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, und diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleichzutun und in nichts Größerem."

Ernste wissenschaftliche Studien, zum Teil in Verbindung mit dem Amtsberufe, Mi-

neralogie mit großem Eifer und im Verein mit dem ausgezeichneten J. K. W. Voigt betrieben, Osteologie, eigentliche Amtsgeschäfte, mit denen Goethe im Zorn der Musen belastet worden war, wechselten ab mit Kunstübungen im Zeichnen, die der Meisterschaft Gepräge hatten. mit Vorarbeiten zu einer Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar und mit den Ansprüchen, die der Hof, hauptsächlich bei Fremdenbesuch, an ihn machte. Dies zusammen war wohl geeignet, die poetische Laune niederzudrücken: doch behielt Goethe Sinn und Kraft, zu großartigen poetischen Werken den Grundbau zu legen, oder, wo dieser schon vorhanden, weiterzubauen. Indessen zufrieden war er mit sich nicht, er erkannte das Zerwürfnis, in welches er sein poetisches Ich gebracht hatte und das Störende des Staats- und Hofdienstes; in seinem Innern war Zwietracht. „Ich lade“, schrieb er an Lavater, „fast zu viel auf mich und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der darein versetzt ist, sich ganz widmen und ich möchte doch so viel anderes auch nicht fallen lassen. . . . Die letzten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft

eigene und fremde Not. . . . Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückest, so schmücke ich die Aufzüge der Torheit.“ Er begann sich geistig krank zu fühlen; er bedurfte der Versetzung in eine Atmosphäre, wo er nur Poesie und Kunst zu atmen hatte.

Herzog Karl August hatte nun die volle Mannesreife erlangt und mehr und mehr trat die Trefflichkeit seines landesväterlichen Sinnes hervor. Goethe rühmt in Briefen an Lavater, wie der Herzog w a ch s e. Kämpfe hatte auch dieser gegen Übelwollende oder die ihn nicht verstanden, zu bestehen, und darauf deutet Goethes Wort von dessen Wachstum hin. Welch glanzvolles Bild aber bieten der edle Herzog und der weimarische Musenhof dar, wenn man ihm gegenüber ein blühendes Land, eine nicht durch Steuern oder Rechtskränkung gedrückte Bevölkerung ins Auge faßt! Die Musenkünste nährten sich nicht vom Schweiße der Untertanen. Wie Goethe verstand der Poesie und dem Staate zu genügen, so erfüllte Herzog Karl August die Ansprüche des landesväterlichen Berufs zugleich mit den Eingebungen des Genius im Gebiete der Poesie und Kunst. Seine linke Hand durfte nicht wissen, was die rechte tat. Und darin hat ihm Goethe getreulich bei-

gestanden. „Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen", schrieb Knebel an Lavater, „so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel seiner Existenz gegeben." Die Musenperiode jener Zeit hat dem Lande keine Verschuldung, als die der Dankbarkeit, hinterlassen.

Der gesamte Hof hatte seit 1780 mehr Ernst als zuvor. Karl August scherzte darüber am 27. Juli 1780 gegen Knebel, der sich damals in der Schweiz befand: „Verliebt ist hier fast niemand mehr." Joviale Heiterkeit blieb aber der Grundton in Amalias Umgebung, gleichwie die Seelenstimmung der seltenen fürstlichen Frau keinem Wandel unterlag. Das Liebhabertheater dauerte noch mehrere Jahre fort. Erst 1784 wurde Bellomos Truppe engagiert. Goethes „Nachahmung der Vögel des Aristophanes" wurde 1780 zu Ettersburg aufgeführt. Mit dem Jahre 1781 nahm Herzogin Amalia regelmäßig ihren Sommeraufenthalt in Tiefurt und hier war anfangs das Leben sehr bewegt. Das dort errichtete Gartentheater ward zur Feier von Goethes Geburtstage, 28. August 1781 mit einem komischen Pantomimenstück „Minervens Geburt, Leben und Taten" eröffnet, das, nach Art der Ombres Chinoises, aber von lebenden Personen, hinter

durchsichtigem Vorhange aufgeführt und von erklärendem Prolog und Musik begleitet, mit einer Verherrlichung Goethes endete. Bald nachher folgte ein von Goethe angeordnetes und mit erklärender Rede versehenes pantomimisches Zauberspiel, „Das Urteil des Midas“, wo die komische Wirkung hauptsächlich darin bestand, daß dieser Eselsohren bekam, sie mit einer Perücke zudeckte, die Muse aber sich bemühte, diese zu entfernen. Im Jahre 1782 wurde Goethes „Fischerin“ im Freien an der Ilm gegeben und dabei ein wunderbarer Effekt durch die Erleuchtung des Parkes längs den Ufern der Ilm hervorgebracht. Daß die von Zuschauern überlastete Ilmbrücke zusammenbrach und das Schauspiel mit einem unfreiwilligen kalten Bade einer Menge Menschen endete, ließ man sich, da niemand zu Schaden kam, nicht betrüben. Kurz vor Eröffnung des Tiefurter Theaters hatte das handschriftliche „Tiefurter Journal“ begonnen auch dieses ein ansprechendes Denkmal des Geistes, der in jenem heiteren Kreise herrschte. Dem Herzoge gab die lange ersehnte Geburt eines Erbprinzen im Anfange des Jahres 1783 Anlaß zu einer ganz dem bisherigen dramatischen Leben gemäßen Bezeugung seiner Freude; es

wurde am 3. März 1783 eine Kavalkade in Maskenkleidern — 139 Personen, 89 Pferde — gehalten, ein Schauspiel, das an Sinnigkeit, Glanz und Schönheit alle damaligen Manifestationen deutschen Hofprunkes übertraf. Im Sommer 1783 begann es stiller als bisher in Tiefurt zu werden.

Von den alten Betrauten Amalias stand der bisher durch Goethe und Herder gedrückt gewesene W i e l a n d seit dem Erscheinen seines „Oberon“ in höheren Ehren; der Herzogin war sicherlich diese Leistung um ihres Pfleglings willen höchst willkommen und die oben erwähnte Anerkennung der Trefflichkeit des „Oberon“ von seiten Goethes knüpfte ein zartes Band zwischen dem alten und neuen Hofe. In eben dem Jahre (1780) erschien Friedrichs II. Schrift über die deutsche Literatur mit wegwerfendem Urteil über mehrere der neueren Produktionen. Goethe, davon mit betroffen, sprach sich mit großer Mäßigung darüber aus. Späterhin hat er eine Apologie Friedrichs in den wenigen Worten gegeben: „Wie kann man von einem Könige der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Zeit verliere, um das, was er für barbarisch hielt, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu

sehn“. Allerdings aber war es damals schon der Mühe wert, sich um die deutsche Literatur zu bekümmern, und gerade Wielands „Oberon“ hätte, wenn früher erschienen, Friedrichs Vorurteil mutmaßlich ebenso zu beseitigen beigetragen, als er von den Franzosen unter allen Erzeugnissen unserer Literatur jener Zeit zuerst und zumeist wert gehalten worden ist. In der Tat hatte Wieland durch den „Oberon“ trotz der parteiischen Lauigkeit der Klopstockianer eine neue literarische Illustration erlangt, durch welche der Schwächlichkeit des „Deutschen Merkur“ etwas aufgeholfen werden konnte und zugleich von poetischer Werktätigkeit in Weimar Zeugnis gegeben wurde. Goethe hielt von dem großen Literaturmarkte noch zurück, was er in Weimar geschaffen oder der Vollendung nahegebracht hatte. Herder war's, den neben Wieland damals die weimarischen Literatur-Interessen zu rühmen hatten. Seine Volkslieder wurden freudig begrüßt; seine Briefe über Theologie und sein Geist der hebräischen Poesie wirkten weit und breit; als ein klassisches Werk für die philosophisch-historische Literatur aber wurden 1785 die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ empfangen. Herder hatte das Ver-

trauen Karl Friedrichs von Baden, seitdem dessen Versuch, Klopstock an Karlsruhe zu fesseln, mißlungen war; des hochherzigen Markgrafen Plan, unter Herders Mitwirkung eine Gesellschaft für deutschen Gemeingeist zu stiften, ist ein würdiges Seitenstück zu Karl Augusts und Goethes Gedanken an ein Poetenstift.

Musäus gab in den „Volksmärchen der Deutschen 1782 f.“ einen würzigen Beitrag zu dem literarischen Fruchtkorbe Weimars. Seine physiognomischen Reisen (1778) hatten eine Arznei gegen das „Lavaterfieber“, das damals weit und breit grassierte, sein sollen, waren aber zu schwach dagegen gewesen. Einen Zögling von Musäus, Kotzebue, der nach seiner Heimkehr von der Universität sich zu Weimar als Advokat niedergelassen hatte, sah man als literarischen Störenfried 1781 gern nach Rußland ziehen. — Für die bildende Kunst hatte man in Klauer schon seit 1774 einen tüchtigen Meister; eine Schule der zeichnenden Künste ward 1782 gegründet und der wackere Kraus zu ihrem Direktor bestellt. Goethe nahm lebhaft Teil an Übungen und Leistungen derselben.

An literarischem Zuspruch mangelte es auch in dieser Zeit nicht; da kam 1782 Abbé Raynal und darauf zu längerem Verweilen (Mai 1782 bis Februar 1783) der gelehrte Villoison, mit Knebel seit dessen Aufenthalt in Paris (1775) befreundet. Seine „wohlgenährte Behaglichkeit, deren kritisch-bibliothekarische Nerven sowohl gegen feine und grobe Eindrücke abgestumpft waren“, befand sich auf dem Schauplatz rascher Beweglichkeit nicht in dem rechten Geleise; seine Philologie war zu schwerfällig, um sonderliche Teilnahme zu erwecken. Jedoch eben damals folgte Herzogin Amalia ihrer Neigung Griechisch zu lernen; sie ging mit gewohntem Feuereifer ans Werk und las nach kurzer Zeit den „Aristophanes“. Sehr reich war das Zuströmen von Besuchen im Jahre 1784; da kamen F. H. Jacobi, Georg Forster, den der Herzog und Goethe 1779 in Kassel besucht hatten, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, Elise von der Recke usw. Herder machte spitzige Glossen über den häufigen Zuspruch. Der Frau von der Recke, die ihrer Geistesrichtung gemäß wohl hauptsächlich ihm sich zuzuwenden gedacht hatte, bewies er sich keineswegs entgegenkommend; er hatte von ihrem Eifer, sich

berühmten Männern zu befreunden, keine günstige Meinung. Fürstliche Besuche waren zuzeiten so häufig, daß Herzog Karl August einmal seine Verstimmtheit darüber gegen Merck aussprach; lieb und wert aber war ihm von den fürstlichen Zeitgenossen und Geistesverwandten vor allen Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau; mit diesem liebte er zu verkehren; gegenseitige Besuche der beiden Freunde kamen oft vor. An Karl Augusts Liebe zu ihm erinnert eine Denktafel in Weimars Park. Den Fürst von Dessau ließ auch die Musenzunft nicht gleichgültig. Von den benachbarten Fürsten gefielen sich vorzugsweise Herzog Georg von Meiningen und Prinz August von Gotha in der Teilnahme an Weimars geistigen Genüssen.

Mehr nun als alle jene Besuche in Weimar besagt das um diese Zeit zwischen der Hofstadt und der benachbarten Universität zu Jena geknüpfte Band. Es war Weimar beschieden, durch innige Verknüpfung der poetischen Interessen mit denen der Wissenschaft neuen Glanz zu gewinnen. Zu Jena hatte schon im Anfange der achtziger Jahre mit Griesbach, Schütz, Loder, G. Hufeland usw. sich frische Kräftigkeit wissenschaftlichen Strebens geregt

und die Frequenz der Studierenden ansehnlich zugenommen; die Pflege der Universität wurde ein Lieblingsgegenstand der Sorgen des Herzogs. Eine erfreuliche und folgenreiche Wechselwirkung zwischen den Musen von Weimar und Jena aber ward eingeleitet durch die Begründung einer allgemeinen Literaturzeitung. Bertuch hatte das Unternehmen anfangs mit Wieland besprochen; zur Ausführung gesellte er sich mit Schütz in Jena zusammen.

Jedoch zunächst ward es still wie in Tiefurt, so in Weimar. Der Herzog war oft und lange abwesend; darüber bittere Klage des leicht verstimmten Wieland schon im Januar 1785: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentötendes Nest werden, als irgendeins in deutschen oder welschen Landen. Noch schlimmer ward es im Sommer des Jahres, wo der größere Teil der weimarischen Notabilitäten sich in Karlsbad befand und in Weimar nur Herzogin Amalia, Wieland, Einsiedel und das Fräulein von Göchhausen zurückgeblieben waren. Darauf trat Einsiedel mit zwei Brüdern eine Reise

nach Afrika an, die freilich nicht über Tunis hinaus fortgesetzt werden konnte; im Spätherbste ward es so still daß die Herzogin Mutter sagte: „sie schlafen alle“. Herzog Karl August selbst schrieb im Dezember an Knebel: „Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern ist diesen Winter so insipid wie möglich. — Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden“. Dies mochte sich im folgenden Jahre wenig verändern. Eine rasch vorübergehende heitere Erscheinung war der Besuch Lavaters, der auf dem Weg nach Bremen anderthalb Tage in Weimar zubrachte. Seine Persönlichkeit machte ungemein günstigen Eindruck auf die Herzogin Amalia; „wenn ich eine große Monarchin wäre,“ schrieb sie an Merck, „so müßte Lavater mein Premierminister werden“. Doch eine bei weitem mehr von ihm befangene Gönnerin hatte Lavater in der Fürstin von Dessau.

Weimar ward als der Lieblingssitz der deutschen Musen vom gesamten Vaterlande anerkannt und geehrt, die vormaligen Stimmführer der Literatur im übrigen Deutschland konnten ihm den Vorrang nicht mehr streitig machen und das Gesamtgebiet der deutschen Literatur außer Weimar war in Blüte und

Frucht nur von mäßiger Ergiebigkeit. Lessing, der zuletzt seine Riesenkraft in der Polemik gegen Melchior Goeze dargetan und außer einer Reihe polemischer Aufsätze von höchster Vollendung unserer Literatur den „Nathan" geschenkt, bei der Erbitterung des Streits aber sich Nägel zu seinem Sarge geschmiedet hatte, war, ohne ein hohes Alter zu erreichen, zu Grabe gegangen (1781); Klopstock hatte in seinem feierlichen Dünkel seinen anregenden Einfluß eingebüßt und nur noch in der Nachtbarschaft einen Kreis von unwandelbar treuen Verehrern. Das Poetische seiner Natur war fast gänzlich im Sprachlichen erstarrt; makellos aber stand er da als sittlich-religiöser Charakter; an diesem erbaute sich auch der nichtpoetische Norddeutsche, beharrlich in seiner Zuneigung. Von den vormaligen Genossen des Göttinger Dichterbundes hielt sich zwar Boje mit seinem, und Dohms „deutschen Museum" in Ehren; Bürger aber war von seiner poetischen Schicksalsrichtung abgekommen, mühte sich auf einem Gebiete ab, wo ihm die Meisterschaft versagt war, und verkümmerte im Drucke des äußeren Lebens; Leisewitz war seit seinem „Julius von Tarent" (1776) verstummt; Millers „Siegwart" (1776) verhielt

sich zur Poesie wie laues Wasser zum Wein; für die Poesie gab nur Voß Hoffnungen und seine Übersetzung der „Odyssee“ (1781) einen bedeutenden Anstoß zur Ausbildung der metrischen Formen unserer Sprache. Fr. v. Stolbergs Übersetzung der „Ilias“ dagegen war ein mißlungenes Werk, und alles, was die beiden Brüder, sowie F. H. Jacobi in dem Jahrzehnt 1775—1785 der Literatur zubrachten, ließ zu wünschen übrig. Des wackeren Matthias Claudius „Wandsbeker Bote“ hatte zuweilen gute gesunde, naturwüchsige Früchte. Mit der obgedachten Berliner Trockenheit, der Wässerigkeit der Leipziger und den schwächlichen Tändeleien Gleims und Konsorten war keine merkliche Änderung zum Besseren vorgegangen. In dem jüngeren Nachwuchs brachten Matthissons Lyrik, Lavaters Volkslieder usw. einzelne Blüten, die des Aufhebens wert waren. Lichtenbergs Satire aber, die sich wie die komische Person nach dem hochfahrenden Pathos und der weinerlichen Empfindsamkeit des Hainbundes von Göttingen hervorhob, war mehr geeignet den Schönheitssinn zu necken als zu befriedigen. In der Romanliteratur nahmen Wertheriaden und Siegwartiaden mit gebrochenen Herzen kein

Ende; des Itzehoer Müllers „Siegfried von Lindenberg“ und dessen Kumpane waren dagegen zu rohe Kost, um dem Geschmacke aufzuhelfen. Auf der deutschen Bühne aber hatte fast ein Jahrzehnt hindurch gerast, was Klinger 1777 mit seinem „Sturm und Drang“ ankündigte, und hierin hatte sich Deutschland nicht erschöpft. — Eben die Gegend, wo Goethe seine Jugendtriumphe gefeiert hatte, ward abermals der Herd sprühenden Feuers; am Rhein kündigte sich mit der Aufführung von Schillers „Räubern“ gerade in jenem Gebiete eine neue gewaltig ergreifende Macht an; die „Räuber“, „Fiesco“, „Kabale u. Liebe“ wurden mit rauschendem Enthusiasmus erhoben; dieser Muse huldigte die Jugend, und die Wuchersaat von grotesken Nachahmungen der neuen Kraftpoesie wurde bald noch reicher, als die, welche der „Götz“ hervorgerufen hatte.

Goethe, welcher von dergleichen Ausgeburten roher Kraft sich längst abgewandt hatte, ward verstimmt; die „Räuber“ widerten ihn an. Ein peinliches Gefühl beengte ihn, wenn er bei den Ansprüchen auf klassische Mäßigung, die er an sich selbst bei seiner poetischen Wertschöpfung machte, jenen Zustand der Literatur und Bühne ins Auge faßte; er war in Be-

kümmernis über die Gefahren, welche durch das Aufsteigen von dergleichen Erscheinungen und das Wohlgefallen des Publikums an ihnen, der ausgebildeten und von Schlacken gereinigten Poesie drohten, und daß er selbst in der damaligen Verstricktheit seiner poetischen Kräfte nicht vermöge, dem Mißgeschmacke echte Kunstwerke entgegenzusetzen. Wieland schrieb um jene Zeit an Merck, Goethe leide nur allzusichtlich an der drückenden Last, die er sich zum Besten Weimars aufgeladen habe, der Gram nage gleich einem verborgenen Wurme an seinem Inwendigen.

Das poetische Gewissen schlug mächtig in Goethe. Zehn Jahre waren vergangen, ohne daß er ein Werk hervorgebracht hatte, das von dem höheren Standpunkte, zu welchem er sich seit dem „Götz" und „Werther" erhoben fühlte, hätte zeugen können. Allerdings war dem schon seit 1775 in seiner ersten Fassung vorhandenen „Egmont" 1782 eine Überarbeitung zuteil geworden, „Faust", von Frankfurt als Fragment mitgekommen und immerfort als höchste Aufgabe in Goethes Sinn, war bedeutend fortgeschritten, „Iphigenie" und „Torquato Tasso" — das Abbild des weimar. Hofes, wo aber nicht im einzelnen zu identifizieren

ist — in Prosa verfaßt und die ersten Bücher von „Wilhelm Meister“ ausgearbeitet: an allen aber fehlte die letzte Hand; ohne diese schätzte Goethe jene Werke nicht für vollwertig, von des Dichters höherer Weihe dem zweiten Stadium seiner Laufbahn zu zeugen. Daneben hatte er meistens dem Hof zuliebe, bei der Dichtung des „Triumphs der Empfindsamkeit“, der „Geschwister“, „Stellas Lilas“, „Jery und Bätelys“, des „Hans Sachs“, des „Puppenspiels“, der „Vögel“ usw. mehr mit der Poesie gekurzweilt, als in ihrer Umarmung geschwelgt. Zu dem Bewußtsein, der Freiheit und Muße zur Vollendung des Begonnenen und zu höherem Aufschwunge zu bedürfen und zu der Sehnsucht nach neuen Lebensanschauungen, kam ein unwiderstehlicher Hang nach Italien. Dies trieb ihn am 3. September 1786 von Karlsbad plötzlich fort über die Alpen. Hier fand er sich wieder; schon am Gardasee begann er die metrische Bearbeitung der „Iphigenie“, die in Rom vollendet ward; die Hexenszene zum „Faust“ schrieb er in der Villa Borghese bei dem zweiten Aufenthalte in Rom überarbeitete er mehrmals den „Egmont“ usw. Herzog Karl August schrieb den 1. April 1787 an Knebel: „Diesem Menschen scheint es gewaltig



Schütz: Anna Amalia und ihre Begleiter in der Villa d'Este
(Herder, Göchhausen, Angelika Kauffmann)

wohl zu gehen, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler sein zu lassen als sich's geziemt“; Amalia aber rühmte in Briefen an Merck die nutzbare Art, wie Goethe in Italien studiere. Auch sie brach auf gen Italien; Einsiedel und Fräulein von Göchhausen waren in ihrer Begleitung. Herder folgte im Jahre 1788 nach und machte einen Teil der Reise mit der Herzogin. Diese war im Anschauen nicht zu ermüden; Herder konnte es ihr nicht gleichtun, in Rom blieb er auf der Hälfte des Kurses zurück. Goethe, bedacht auf Ungebundenheit, mied mit der Herzogin zusammenzutreffen; erst nach seiner Rückkehr, 1790 zum Empfang derselben nach Venedig gesandt, weilte er mit ihr dort und in Mantua und Mailand.

Wieland war vereinsamt: indessen hatte aber Weimar Schiller angezogen; wir haben anschaulich zu machen, als welcher er die Musenstadt betrat.
